Bibliotheks-Ordnung.

Wer ein Buch beschädigt, hat dasselbe von seinem Taschengelde zu bezahlen.

Deßhalb wird davor gewarnt, den Einband zu beschädigen, Bilder oder Blätter auszureißen, in das Buch hineinzuschreiben, oder das Buch irgendwie zu beschmuzen.

Wer an einem erhaltenen Buche schon Beschädigungen vorfindet, muß dieselben **sofort** melden; nur dann wird er nicht zur Neuanschaffung herangezogen.

10



Nach einer Photographie von
Ferd. Schwarz, Marienburg Wpr.

Die Marienburg.

Westseite
von der Nogat aus.

Die Marienburg.

Illustrierter Führer durch die Geschichte und Räume

der [illegible]

deutschen Kulturstätte der Ostmark.

Mit 13 Bildern und einem Plane.

Von

Paul Fischer

Chefredakteur des „Geselligen“ in Graudenz.

Dritte Auflage.

Graudenz.

Verlag von Arnold Kriedte.

1902.

Des Deutschen Ordens Haupthaus, die Marienburg an der Nogat, dem rechten Arme der Weichsel, war Jahrhunderte lang der Kultur-Mittelpunkt und Fürstensitz eines mächtigen, hochentwickelten Reiches, das in der Blütezeit des Deutschen Ritterordens von der Neumark bis nach Esthland, von der Oder bis zum finnischen Meerbusen hin reichte.

In der Marienburg verkörperte sich das Wesen der aus der Ritterschaft ganz Deutschlands hervorgegangenen großen Ordensgenossenschaft und ihres Staates. Wie der Ritter, der des Ordens Glied war, Kreuz und Schwert trug und das Schwert durch das Kreuz heiligte, so war auch in dieser Ordensstätte Geistliches und Weltliches vereinigt.

Für die Brüder vom Deutschen Hause — jene deutschen Ordensritter, die schlichte Frömmigkeit und kühnen Kriegsmut, strengen Ordnungssinn, weise Wirtschaftlichkeit und staatsmännischen Weitblick in ihrem Wesen so wunderbar vereinigten, war die Marienburg Wohnung und Festung, Kirche und Rathaus, Lustbarkeitsort und Begräbnisstätte.

Belagerung und Brand, Plünderung und böses Wetter, barbarische Zerstörungssucht und Nützlichkeitswut, Unverstand und blinder Eifer und was sonst Arges an dieser Pflanzstätte deutscher Kultur gezehrt hat, nichts hat des Deutschen Ordens Haupthaus vernichten können.

Aus Schutt und Trümmern ist im neunzehnten Jahrhundert das erhabene Bauwerk, das mit dem Ernste in den Anstalten der Verteidigung auf Leben und Tod heitere Kunst und fürstliche Pracht in überaus glücklicher Harmonie verband, in seinen Hauptteilen wieder errichtet — in mancher Hinsicht ein Abbild des Deutschen Reiches. Möge die wiederhergestellte Marienburg immerdar sein ein Denkmal zur Stärkung und Ermahnung für alle Brüder des großen deutschen Hauses, insonderheit aber für die Verteidiger des Deutschtums in des Reiches Ost-Grenzmark!

Aus deutscher Ostmark will ich preisen
Gar wackrer Helden mut'ge That,
Der Ritter, die mit Kreuz und Eisen
Geschirmt den stolzen Ordensstaat.

Die Linde rauscht aus alten Zweigen
Das Lied vom deutschen Vaterland,
Wie in der Zeiten buntem Reigen
Der Zollern Königreich erstand.

Die Bannerführer seh' ich reiten
Zur hohen Burg, zu Meisters Schloß,
Mit Rittern und mit Bürgern schreiten
Der Ackerleute fleiß'gen Troß.

Die deutsche Saat ist aufgegangen
In Winrichs goldnem Fürstentum;
Der Werder grüne Gärten prangen,
Deichschutzherr Meinhard, dir zum Ruhm!

Manch Kunstwarts-Name ist verklungen,
Der Speer lehnt brach am Kreuzherrn-Schild —
Von Meister Steinbrecht neu errungen
Hoch ragt die Burg: des Deutschtums Bild!

Im Herbst 1901. Paul Fischer.



Burggrabenbrücke zum Mittelschloß.

Wechselvoll und bewegt war die Geschichte des Deutschen Ordens und der Marienburg. Im „heiligen Lande“ vor Accon wurde er im Jahre 1190 von Herzog Friedrich von Schwaben zum Schutze und zur Pflege der deutschen Pilger als Orden der „Brüder Teutschen Hauses des Spitals unser lieben Frauen zu Jerusalem“ gestiftet. Drei der geistlichen Ritterorden, die im Zeitalter der Kreuzzüge entstanden sind, ragen aus der Zahl der vielen damals gebildeten Bruderschaften hervor, es sind die Orden der „Johanniter, Templer und Deutschen Herren“, weil sie große Landgebiete als souveräne Mächte beherrscht haben. Nachdem der Orden der „Deutschherren“ sein Wirkungsgebiet im Orient verloren hatte, fand er Anfang des 13. Jahrhunderts ein neues Kampffeld in den Wildnissen östlich der Weichsel, ein neues Feld nicht nur für den Kampf mit „Ungläubigen“, sondern für das harte, aber erfolg- und segensreiche Ringen gegen halbasiatische Unkultur, ohne deren Beseitigung niemals das jetzige Deutsche Reich erstanden wäre.

Vor dem Hochmeister Hermann von Salza, der seinen Sitz in Venedig hatte, erschienen Boten des slawischen Herzogs Konrad von Masovien, um die Hilfe der tapfern deutschen Ordensritter in Anspruch zu nehmen gegen die zwischen Weichsel und Niemen wohnenden heidnischen Preußen. Die Preußen, Pruzi auch Prutheni genannt, waren ein indo-germanisches Volk, das mit seinem durchaus achtbaren Sinn für Unabhängigkeit die Lust an kriegerischen Einfällen in die Nachbarländer verband, von denen aus ihnen das Christentum aufgedrungen werden sollte. Die Pruzen vergalten nur Gleiches mit Gleichem, als sie plündernd in das sogenannte „christliche“ Polen einfielen. Es mag bei Betrachtung dieser Völkerkämpfe im Osten Europas recht fraglich erscheinen, wer zuweilen schlimmer und unchristlicher gehandelt hat, ob Christen oder Nichtchristen, jedenfalls erfüllte der deutsche Ritterorden eine von der göttlichen Weltordnung gewollte Kulturaufgabe, als er das alte Preußenland unterwarf, und nicht minder, als er später die neue deutsche, schwer erkämpfte und kultivierte Heimat gegen slawischen Ansturm verteidigte.

Hochmeister Hermann von Salza (aus Thüringen) war ein kluger Herr; er sandte auf die Bitte des Masovier-Herzogs Konrad zunächst (1226) nur eine Ordensgesandtschaft unter

Konrad von Landsberg und Otto von Saleiden nach Masovien aus, einen Kundschaftertrupp, der mehr diplomatisch als kriegerisch thätig war; erst 1228 ging Ritter Hermann Balk als erster Landmeister nach dem Preußenlande ab; nur 28 Brüder und 100 Reiter sollen ihn begleitet haben. Es war ja eine kleine Schar, aber sie war frohen Mutes und es winkte ein hoher Kampfespreis.

Alle Gebiete, die der Ritterorden erobern würde, waren ihm vertragsmäßig von Herzog Konrad von Masovien als freier Besitz zuerkannt worden; freilich als die Ordensritter in späteren Jahren sich im Preußenlande festgesetzt hatten, empfand der Herzog von Masovien bittere Reue und verlangte Anteil an einer Beute, die zu erringen ihm nicht möglich gewesen war.

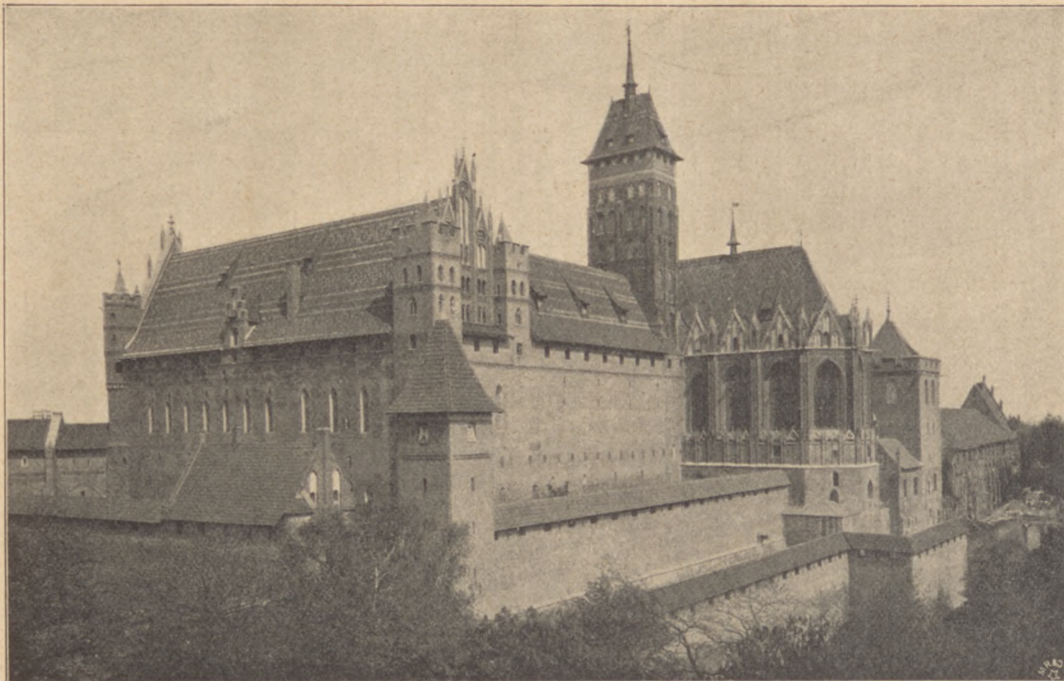
Thorun, das Thor nach Preußen, war (1231) die erste deutsche Ordensritterburg im Kulmerlande, von wo aus der deutsche Ritterorden seine Kriegszüge und seine erobernde Kolonisation mit großer Umsicht unternahm. An der Weichsel entlang gründete er Wehrfesten, Wegeburgen an Land- und Wasserstraßen, als Stützpunkte für den Orden und Kernpunkte für die Niederlassungen deutscher Ansiedler, die aus Westdeutschland den „Kreuzfahrern" gen Osten folgten und unter deren starkem Schutze und einer verständigen, wenig drückenden, nach westdeutschem Rechte organisierten Verwaltung Städte in „Neudeutschland" bauten, die noch heut ein Hort des Deutschtums sind. 1231 nach dem Siege an der Sirgunna (Sorge) wurde Marienwerder gegründet, 1237 Elbing, 1239 wurde die Prussenfeste Balga am Frischen Haff erobert. Deutschen Edelleuten wurde Lehnsbesitz übertragen und deutsche Bauern wurden mit Hufen Landes ausgestattet.

Als Papst Gregor IX. von den Erfolgen des neuen Kreuzzuges in Ostdeutschland vernahm, wollte er sich natürlich den Einfluß auf das von einem geistlichen (katholischen, aber freilich nicht „ultramontanen") Ritterorden eroberte heidnische Gebiet sichern. Hochmeister Hermann von Salza wußte den Papst zu überreden, das Kulmerland, das nördlich davon gelegene Pomesanien (bis hinauf zum Frischen Haff) und alle künftigen Eroberungen in Preußen (Pogesanien, Ermland, Natangen, Barten, Samland usw.) für „Eigentum des heiligen Petrus" zu erklären und ein Lehnsverhältnis mit

dem päpstlichen Stuhle nur derart einzugehen, daß der Orden zwar einen jährlichen Zins an den Papst als Inhaber einer gewissen Oberhoheit zu zahlen hatte, aber das Ordensgebiet gegen Rechtsansprüche jeder weltlichen Macht (welcher der Papst etwas zu sagen hatte) gesichert war. Dem Orden wurde das Ostland zu „ewigem Besitz“ mit allen Rechten und Einkünften gesichert. Der Ordenshochmeister aber war nicht nur ein von den Landesbischöfen vollkommen unabhängiger deutscher Fürstbischof, sondern Oberhaupt einer großen Gemeinde von Ritter-Mönchen, die sich aber nicht bloß frommer Bet-Beschaulichkeit, sondern fleißiger Arbeit zusammen mit den verschiedenen Ständen in Stadt und Land emsig widmeten. Der Hochmeister war ferner nicht nur der gewählte Präsident eines halb monarchischen, halb republikanischen Staatswesens, sondern auch durch des Kaisers Gunst und Willen unmittelbarer deutscher Reichsfürst.

Als eine der Wehrburgen im deutschen Ordensstaate an der Straße von Thorn nach Elbing (gegründet 1237) wurde in den Jahren 1274—1276 auf einer Anhöhe rechts der Nogat bei dem altpreußischen Dorfe Alyem von dem Landmeister für Preußen, Konrad von Thierberg (früher Komtur zu Kulm) die der „Mutter Gottes“ geweihte Marienburg erbaut. Das Dorf Alyem soll seinen Namen (Ellbogen) daher erhalten haben, daß die Nogat an jener Stelle eine scharfe Wendung von Westen nach Osten macht. Unter den Mauern der Marienburg erstand aus dem Dorfe Alyem die Stadt Marienburg (1276 erhielt der Ort Stadtrecht). Als erster Komtur (Kommendator, Gebietiger) zog 1276 Ritter Heinrich von Wilnowen mit seinem Konvent (12 Ritterbrüdern, nach der Zahl der Apostel) in das neue Ordenshaus (an dessen Stelle das jetzige Hochschloß steht) ein.

Um die Wallgräben jederzeit mit Wasser füllen zu können und auch Burg und Stadt Marienburg mit gutem Trinkwasser zu versorgen, ließ der Landmeister Mangold von Sternberg im Jahre 1280 eine Wasserleitung bauen, die sechs Meilen weit her das Wasser vom Singunnen-See bis zum Bäcker-See (vor Marienburgs Thor) führte. Aus dem Bäcker-See floß das Wasser in die Brunnen der Stadt und in den Mühlgraben, der sich mitten durch das Burggelände zog und sein Wasser beim „schiebelichten“ Turme (unweit der jetzigen



Das Hochschloß (von Südosten aus gesehen).

Eisenbahnbrücke) in die Nogat ergoß. Zu den ältesten, ebenfalls noch heute im wesentlichen vorhandenen Sanitätsanlagen der Burg gehört auch der Kloakenturm, der „Dansker", welcher über ein die Spülung besorgendes Gerinne hinweggebaut war.

Das Wasser der Seen und Bäche wurde dem Hause auch zu einer Wasserleitung für Bäder und den Hausgebrauch dienstbar gemacht, aber auch zur Abwehr des Hochwassers und zur Gewinnung von Ackerland geschah viel. Der Landmeister Meinhard von Querfurt faßte im Jahre 1288 den kühnen, in seiner Ausführung noch heute segensreich wirkenden Gedanken, die Weichsel und deren rechten Arm (die Nogat), welche bisher in verderbenbringender, ungemessener Willkür die Gaue überfluteten, durch Riesen-Dämme einzufangen und aus der Verwilderung ein neues fruchtbares Land emporzuheben. Über die Niederungsoasen verbreiteten sich sofort, von der Fruchtbarkeit des Landes und durch die Freiheiten, die der Ordensstaat seinen Bürgern und Bauern bot, angelockt, fleißige Ansiedler deutscher Zunge. In Dörfern und Weilern, dort, wo früher meilenweite Sümpfe das Land bedeckten und die Luft verpesteten, wogen jetzt im Schutze jener von Meinhard von Querfurt begründeten, von den Deichgenossenschaften der neueren Zeit und der preußischen Regierung unterhaltenen Dämme und Deiche reiche Ährenfelder, weiden auf üppiger Wiese buntgefleckte Rinder, der Stolz des deutschen Landmanns.

Im Jahre 1309 verlegte Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen (in Ausführung eines früheren Planes des Hochmeisters Gottfried von Hohenlohe) die Residenz aus dem ungastlich-argwöhnischen Venedig, aus dieser glänzenden, kaufmännischen Republik nach dem abgelegenen aber weiten Spielraum für deutsche Kulturthat bietenden Preußen. Die Marienburg wurde Ordenshaupthaus und Residenz des Hochmeisters!

Die bisherige Burg (Komturei) war nur für einen Konvent errichtet, für den neuen fürstlichen Haushalt genügte sie weder an Raum, noch an äußerer Würde. Es erfolgte demgemäß ein gründlicher Umbau.

Wer den Plan des neuen Baues entworfen, ist nicht mehr zu ermitteln, nicht einmal die Sage bezeichnet den un-

bekannten Meister. Daß es aber ein Deutscher gewesen, bezeugt auf den ersten Blick des ganzen Werkes deutsche Art. Manche Eigentümlichkeit des Baues aber war nicht bloß durch den Zweck, sondern auch durch das vorhandene Material bedingt.

Der Mangel an hinreichenden Bruch- und Sandsteinen, aus denen die schönsten Bauwerke Deutschlands aufgeführt sind, leitete in Preußen von selbst zu dem zierlichen Backsteinbau von gebrannten, zum Teil verglasten und buntfarbigen Ziegeln, die in ihrer sauberen und sorgfältigen Zusammensetzung eine überaus anmutige glatte Fläche bilden. Aus demselben Grunde mußte man aber auch ferner im Äußeren jenes überreichen Schmuckes von Türmchen, Spitzen und scheinbar oder wirklich durchbrochenen Giebeln entbehren, welcher der altdeutschen Bauart eigen ist; man mußte sich auf einfache Verzierung von Rauten und Zickzacken aus schwarzverglasten Ziegeln auf dem roten Grunde der Mauern beschränken. Nach dem Vorbilde fleißiger Bienen trugen die Bauleute das Material zu gotischen Bauten, diesen steinernen Waben der Baukunst, zusammen und pfeilerten Stockwerk auf Stockwerk mit den kühnen Spitzbogen zum Himmel empor.

Das Konventshaus mußte eine größere Besatzung von Konventsherren aufnehmen; seine Hauptdiensträume sollten auch bei den größten Zusammenkünften und bei feierlicher Hochmeisterwahl ausreichen. Daher wurde der Kapitelsaal durch Hinzunahme eines Nebenraumes vergrößert und höher eingewölbt.*) Süd- und Ostflügel erhielten unten mächtige Keller, im Hauptgeschoß ausgedehnte Schlafsäle und oben im Südflügel zwei schöne Säle: das auf sieben Pfeilern gewölbte Refektorium**) und daneben die Herrenstube, einen

*) Einzelheiten über den Umbau sind zu finden in einem Vortrage des Königl. Baurats Steinbrecht, gehalten auf der 12. Wander-Versammlung des Verbandes deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine in Berlin am 31. August 1896.

**) Der Konvents-Remter des Hochschlosses. Das öfter vorkommende Wort Remter (Reventer) ist aus Refektorium gebildet. Refektion bedeutet Wiederherstellung, Erholung, reficere ausbessern, aufrichten, erquicken. Im Refektorium erquickte man sich; jeder Saal, in dem man zusammenkam (convenire), hieß schließlich Konvents-Remter.

Raum zu gemeinsamem wohnlichen Aufenthalt der Konventsbrüder; zuletzt wurde die Kapelle um das doppelte über die Chormauern hinaus verlängert, darunter eine Gruftkapelle für die Hochmeister gewölbt und daneben ein schlanker Glockenturm (62 Meter hoch) in die Höhe getrieben, welcher zugleich den Zwecken eines Beobachtungsturmes für die Schloßumgebung zu dienen hatte. Durch das Vorschieben des Kirchenchores hatten die Wehrgänge des Hochschlosses unten wie oben eine Unterbrechung erlitten, und die Stelle zwischen den beiden Schloßkörpern gab feindlichen Angriffen allzusehr Vorschub. In diese Lücke stellte man daher einen mächtigen Turm, welcher nach den in ihm untergebrachten Priesterwohnungen die Benennung „Pfaffenturm“ bekommen hat. Von der Vorburg des ersten Komturei-Gewesens blieb nichts. An ihre Stelle traten Palast und Hofhaltungsgebäude des Hochmeisters.

Aus einer Mauernische der östlichen Außenseite der Schloßkirche ragt das farbige Mosaikbild der Jungfrau Maria mit dem Jesusknaben hervor. 8 Meter hoch erhebt sich die Madonna, auf dem linken Arme das Christuskind, mit der Rechten ein metallenes, vergoldetes Zepter emporhaltend, das in Eichenblätter und eine Eichel endet. Sie hat ein goldenes Gewand und einen roten Mantel darüber, mit goldenen Vögeln gleichsam gestickt, und auf dem Haupte ein weißes Schleiertuch mit einer Krone darauf. Die Nische, deren nach vorn geneigter Fußboden von gelben und grünen Fliesen glänzt, ist im Hintergrunde golden, an den Seiten aber blau, mit goldenen Sternen besäet.

Das ganze Bild ist zur Zeit des Hochmeisters Winrich von Kniprode, Mitte des 14. Jahrhunderts, wahrscheinlich von einem Künstler Venedigs aus Stuck geformt, und auf eine über diese Form gezogene frische Stuckmasse sind kleine Pasten von farbigem Glase dicht nebeneinander eingedrückt. Auch die goldenen Pasten bestehen aus einem Glasfluß, auf der glatten Oberfläche mit je einem Goldblättchen belegt, über welches eine dünne durchsichtige Glasscheibe angeschmolzen ist. Die Maria, das Christuskind, Gesicht, Hände, Gewänder und Nische, alles ist Mosaik: ein mittelalterliches Kunstwerk, das in Europa nicht mehr seinesgleichen hat.



Die Schloßkirche mit dem Marienbilde.

Freilich schön wird man diese deutsche Madonna nicht finden können; in der Nähe wirkt das übermenschliche, unharmonisch zusammengesetzte Wesen schreckhaft. Bedeutend ist die Wirkung des riesigen Heiligenbildes jedenfalls noch heutzutage, besonders bei den slawischen Arbeitern und Arbeiterinnen, die nach der Werkwoche in landwirtschaftlichen Betrieben der Marienburger Niederung des Sonntags in bunten Haufen vorüberziehen. Mit offenem Munde und verständnislos stieren sie zuweilen die deutsche Burg an, das wunderbare Ebenmaß der Bau-Gliederung entzückt sie nicht, nur dunkel ahnen sie, daß hier eine deutsche Kulturstätte war und ist, aber zu dem großen Marienbilde werfen sie einen scheuen Blick hinüber, die Männer ziehen den Hut, die Frauen und Mädchen neigen die Häupter mit den dunklen Haarflechten, den roten Bändern und bunten Kopftüchern. Sie fürchten die Himmelskönigin und ihren Sohn. Wie vor fünfhundert Jahren leuchtet immerdar die Morgensonne auf das riesenhafte Mosaikbild und die Strahlen sprühen zurück auf das Land im Osten!

Vergegenwärtigen wir uns, wie der Glaube an eine vielvermögende Fürsprecherin und Königin des Himmels, die zugleich mit Milde sich der Kranken und Schwachen nach der Vorstellung der katholischen Gläubigen gar liebreich annahm, die Ritter aus italienischer Pflanzstätte oder rheinischer Heimat in aller Fährnis aufrecht erhielt, ihren Mut stählte in hartem Kampfe, dann wird die, wenn auch unschön verkörperte Mutterliebe, Maria mit dem Jesuskinde, noch heute als mächtige Erscheinung segenbringenden Geistes auch die sinnende Teilnahme der Kinder des 20. Jahrhunderts in Anspruch nehmen, gleichviel welchem Glaubensbekenntnis sie angehören.

Um die beiden Hauptbaukörper, das hohe Konventshaus und des Hochmeisters Palastschloß, legten sich Terrassen, Mauern und Gräben; dann folgten geräumige Vorburgen mit Werkstätten, Speichern und Wirtschaftsgebäuden und dann weit vorgeschobene Sicherungswerke.

Zwei gewaltige Rundtürme deckten auf beiden Ufern der Nogat die über den Fluß führende Pfahlbrücke. (Das Brück-Thor auf dem rechten Nogatufer ist heutzutage wieder hergestellt, wie unser Titelbild zeigt.) Auf dem

Strebepfeiler zwischen den beiden Durchgängen dieses Wasserthors sitzt ein kleiner Mittelturm wie ein Helm auf.

Die ganze Burg (Hochschloß, Mittelschloß, Vorschloß, Niederschloß, Vorwerke) war darauf eingerichtet, sich bis aufs äußerste zu halten, denn sie hatte nicht weniger als vier Verteidigungsringe, und zwar den Wehrgang im Hochschloß, den Wehrgang über dem Parcham, den Wehrgang über der Grabenmauer und den Wehrgang, der unten am Fuße der Grabenmauer entlang ging und mit Schießlöchern versehen war, aus denen man den Graben bestreichen konnte.

Besonders interessant von den Befestigungsanlagen ist der Wehrgang des Hochschlosses. An den Mauern hoch oben laufen geschlossene Gänge mit Luken, aus denen die Verteidiger das Gelände mit ihren Armbrüsten beherrschten und gleichzeitig den Fuß des Gebäudes durch herabgeschleuderte Balken, Steine usw. decken konnten. Ebenso war die Einrichtung nach der Innenseite des Hofes. Auf der Rückseite, d. h. zwischen den Gängen, lagen Speicherräume zur Unterbringung von Menschen, Vorräten und Munition. Dorthin gingen von den Gängen, wo die Ritter standen, Durchgebeluken für das Wehrmaterial, auch konnte man sich durch diese Luken nach den anderen Seiten des Ganges zurufen. Dort oben auf und in dem Wehrgange konnte sich also eine kleine Zahl von Kämpfern längere Zeit mit Erfolg gegen eine große Übermacht halten, welche bei der Beschaffenheit und Festigkeit der Anlagen wenig oder garnichts durch Wurfmaschinen, Feuerpfeile usw. auszurichten vermochte. Da unten durchgängig alles gewölbt war, konnten auch selbst nach dem Eindringen von dort aus durch Feuer die Feinde nichts ausrichten, die schmalen Wendeltreppen, welche aufwärts führten, konnten ebenfalls leicht durch einige Mann verteidigt oder verbarrikadiert werden. Aber auch im äußersten Falle konnte der nach oben gedrungene Gegner nur immer eine Abteilung des Wehrganges angreifen, da diese Abteilungen so eingerichtet waren, daß sie einzeln verteidigt werden konnten.

Erste Handwaffe und Hauptschutz war in der Ordenszeit die (von Arabern erfundene) Armbrust, welche bei der Eroberung des heidnischen Preußens ungefähr dieselbe Rolle gespielt hat, wie 1866 das preußische Zündnadelgewehr. In

dem sogenannten Schnitzturm, unter dessen Schutz die Elbinger Straße in die Vorburg mündete (und an dem vorbei noch heute der Wanderer auf dem Wege vom Marienburger Bahnhofe nach dem Schloßeingange gelangt), befand sich in der Ordenszeit die Werkstatt der Schnitzer, die Armbrüste, Pfeile usw. herstellten. Den Abschluß der Verteidigungslinie der Burg nach der Nogatseite bildete der etwa um das Jahr 1415 erbaute schiebelichte (scheibelichte, runde) Turm, vom Volksmunde Buttermilchturm genannt, wahrscheinlich wegen seiner Butterfaßform. Eine Sage erzählt, reiche Bauern aus Groß-Lichtenau im Großen Werder wären zur Strafe für eine Missethat verurteilt worden, soviel Buttermilch zu liefern, als zur Zubereitung des Mörtels für den Turm nötig gewesen. Der Turm, 29 Meter hoch und 9 Meter im Durchmesser, wurde zuweilen auch zum Gefängnis benutzt und es ist wohl möglich, daß er den Namen Buttermilchturm erst während der Polenherrschaft erhielt. Koska, ein Verwalter der Marienburg, soll vier Bauern so lange dort gefangen gehalten haben, bis sie den Inhalt eines Fasses Buttermilch verzehrt hatten.

Das alte, an der Zugangsstraße zum Mittelschlosse, in der ehemaligen Vorburg gelegene Ordenszeughaus, der Karwan, ist ebenso wie jene beiden Türme heute wieder stilgerecht hergestellt und dient gegenwärtig als Landwehrzeughaus. Zu diesem Karwan gehörten als Werkstätten zur Ordenszeit: Schmiede, Geschützgießerei, Steinhof (zur Herstellung der Geschoßkugeln) usw. Als das Schießpulver noch nicht erfunden war, benutzten die Ordensritter große Wurfmaschinen (Tummler oder Blieden), mit denen die Wurfgeschosse 1000 Schritt weit geworfen werden konnten. Nach Erfindung des Schießpulvers wurden „Buchsen“ oder Feuerspritzen (Kanonen) verwendet. Ein Nürnberger Meister richtete die erste Geschützgießerei in der Marienburg ein. Von dem Geschützgießer Peter von Christburg wurde eine „Große Buchse“ gegossen, zu deren Guß 150 Centner Erz erforderlich waren. Als diese Buchse ins Feld (Anfang des 15. Jahrhunderts) gegen die Polen mitgenommen wurde, mußte sie, wie aus Ordensrechnungen hervorgeht, auf guten Wegen von Marienburg nach Graudenz von acht Pferden gezogen werden; die ungeheuren Geschoßsteine, welche damals in



Im Hofe des Mittelschlosses.
(Rechts Meisters Palast, im Hintergrunde Grabenbrücke zum Hochschloß.)

Labiau angefertigt wurden, kosteten nach unserem Gelde 24 Mark das Stück; zum Fortschaffen von 14 dieser Ungetüme waren z. B. auf der Straße von Gollub nach Strasburg 50 Mark zu zahlen, d. h. zur Fortschaffung jeder einzelnen Kugel waren vier Pferde erforderlich. Die „Große Buchse“ ist nicht mehr aus Polen zurückgekommen.

Unter dem Hochmeister Winrich von Kniprode (1351 bis 1382) wurden die Bürger Marienburgs und anderer Städte zur Verteidigung der Burgen angelernt, 1354 führte jener Hochmeister die in Thüringen und Sachsen damals und noch heute geübte Sitte des Vogelschießens ein. Der Marienburger Schießgraben war vor der Stadtmauer unweit des Marienthores. Ein Chronist meldet — woran in den Tagen des 5. Westpreußischen Bundesschießens im Juli 1897 erinnert worden ist —:

„Nachdem der Meister Winrich wohl erfahren, daß mit Armbrustschießen zu erwehren und abzuhalten die Feinde von den Mauern der Städte sehr nütze sey, ließ er vor alle Städte einen Schießbaum setzen und einen Vogel von Holz gemacht, ungefähr in der Größe einer Henne, die ihre Flügel ausgebreitet, darauf stecken. Dabei verordnete er Geschenke, die denen gegeben wurden, so die Flügel oder sonst ein merklich Stück, als Kopf und Schwanz, abgeschossen. Der aber den Vogel ganz oder allbereit zerstückete und das letzte Stück abschoß, der sollte das ganze Jahr über der Schützen König seyn, dem dann auch ein sonderliches und besseres Geschenk als den anderen, nehmlich eine gute starke Armbrust verordnet und gegeben ward. Auch ward diesem Könige ein silberner übergüldeter Vogel mit einer silbernen Kette, daran der vorigen Könige Wappen hingen, um den Hals bis an die Brust schwebend angehängt.“

Wie die Ritter wehrhaft gekleidet waren, ersieht der Leser aus den Bildern (Seite 19 und 28). Sie gingen natürlich nicht etwa stets in schöner blanker Rüstung umher; sie waren bekleidet mit gesteppten und gepolsterten Untergewändern, worüber ein Kettengewand und ein barchendner Waffenrock saß. Zur Zeit Winrichs von Kniprode, also Mitte des 14. Jahrhunderts, fing man an, ungegerbtes Leder in Verbindung mit Eisenschienen zur Wehrbekleidung zu verwenden, dann folgten Eisenblech-Rüstungen mit Plattengeschiebe. Die Feuerwaffen des 16. Jahrhunderts bewirkten wieder eine Änderung: Eisenhut und Küraß kamen auf.



Bruder vom deutschen Hause auf Thorwacht.

Welche hervorragende Verteidigungsfähigkeit Marienburg besaß, zeigte sich besonders im Jahre 1410, als nach der furchtbaren Schlacht bei Tannenberg in Ostpreußen, in der 40000 Mann vom Ordensheer gefallen waren, sich die Burg unter Heinrich von Plauen, dem aus Schwetz an der Weichsel herbeigeeilten Komtur, mit kaum 3000 Mann gegen ein riesiges Polenheer hielt und diesem sogar starke Verluste durch Ausfälle beibrachte.

Die wehrfähigen Bewohner des Landes und der Städte (wie z. B. die „Schiffskinder“ von Danzig) wurden nur im Notfalle zu den Waffen gerufen, und schon hieraus erklärt sich der außerordentliche Wohlstand, in dem Bürger und Bauer unter dem mächtigen Schirme des Ordens zu dessen Blütezeit lebten.

Sämtliche Ordensbrüder in Preußen bildeten ein stehendes, stets schlagfertiges Heer, dessen oberster Feldherr, wenn der Hochmeister nicht selbst zu Felde zog, der Ordensmarschall war. Sein Sitz war Königsberg. Als die Marienburg des Ordens Haupthaus wurde, war das Amt eines besonderen Landmeisters für Preußen überflüssig geworden und eine neue Ordnung der „Kommandostellen“ erwies sich als notwendig.

Zu den Ordensgebietigern gehörte seitdem als der erste Rat des Meisters, als eine Art Reichskanzler, der Großkomtur, der zugleich Komtur von Marienburg war und die Prachtgemächer im nordöstlichen Flügel des Mittelschlosses bewohnte. Ihm lag auch (als Kriegsminister) die Aufsicht über den gesamten „Harnisch“ ob, d. h. über alles, was zur Waffenrüstung der Ritter gehörte und worunter sich einmal nicht weniger als 2200 Schilde befanden. Nach des jeweiligen Hochmeisters Tode bis zur Neuwahl war der Großkomtur sein Stellvertreter. Der Oberst-Trappier hatte für die statutenmäßige Bekleidung der Ordensritter zu sorgen.

Der Treßler verwaltete den Tressel (Tresor, Schatz, Kasse) des Ordens und des Hochmeisters sowie des Haupthauses der Marienburg, führte über alle Einnahmen und Ausgaben Buch und Rechnung, zahlte den anderen Beamten die nötigen Summen aus usw. Die Verwaltung war musterhaft, und aus den Gebäudebeschreibungen und Wirtschaftsrechnungen, die nach den deutschen Befreiungskriegen im

Geheimarchiv von Königsberg aufgefunden worden sind, ist mancher wertvolle Hinweis auf Bedeutung, Zweck und Einrichtung der einzelnen Gemächer, Säle, Gänge, Wirtschaftseinrichtungen erkannt und bei Wiederherstellung der Marienburg benutzt worden.

Der Oberst-Spittler führte die Aufsicht über die Ordenshospitäler des Landes und sorgte für die Pflege der Verwundeten auf den Heerfahrten. Im Schlosse selbst (und zwar im nordwestlichen Teile des Mittelschlosses) war eine Reihe von Gemächern, in denen sich die „Firmarie", das Hospital der Ordensbrüder, befand, das die Kranken wieder firm (firmus = stark) machen sollte. Die Firmarie stand unter einem besonderen Hausspittler. Die Gastkammern zur Unterbringung von Gästen lagen im östlichen Flügel des Mittelschlosses. (Siehe den Plan am Schlusse des Buches.)

Noch viele andere Beamte waren für die Verwaltung angestellt, z. B. der Hauskomtur, der eigentliche Hauswirt der Ordensburg, der auch der oberste Küchenvorstand war, dazu kamen Kellermeister, Pferdemarschälle, ein Viehmeister, der z. B. im Jahre 1381 in Marienburg und den dazu gehörigen Hofvorwerken einen Bestand von 2300 Schafen hatte. Unter dem Karwansherrn stand noch ein Steinmeister, welcher die Aufsicht über die Steinkugeln führte. Der Glockenmeister hatte die Kirchengeräte in den vielen Kapellen der Burg unter Aufsicht usw. Bedeutende Getreidevorräte aus der „Kornkammer Preußen" waren auf den Speichern der Vorburg und den Böden der Hauptburg untergebracht. Im Jahre 1378 waren allein auf den Speichern der Burg 211 860 Scheffel Getreide aufgeschüttet. Ein besonderer Kornmeister führte da die Aufsicht.

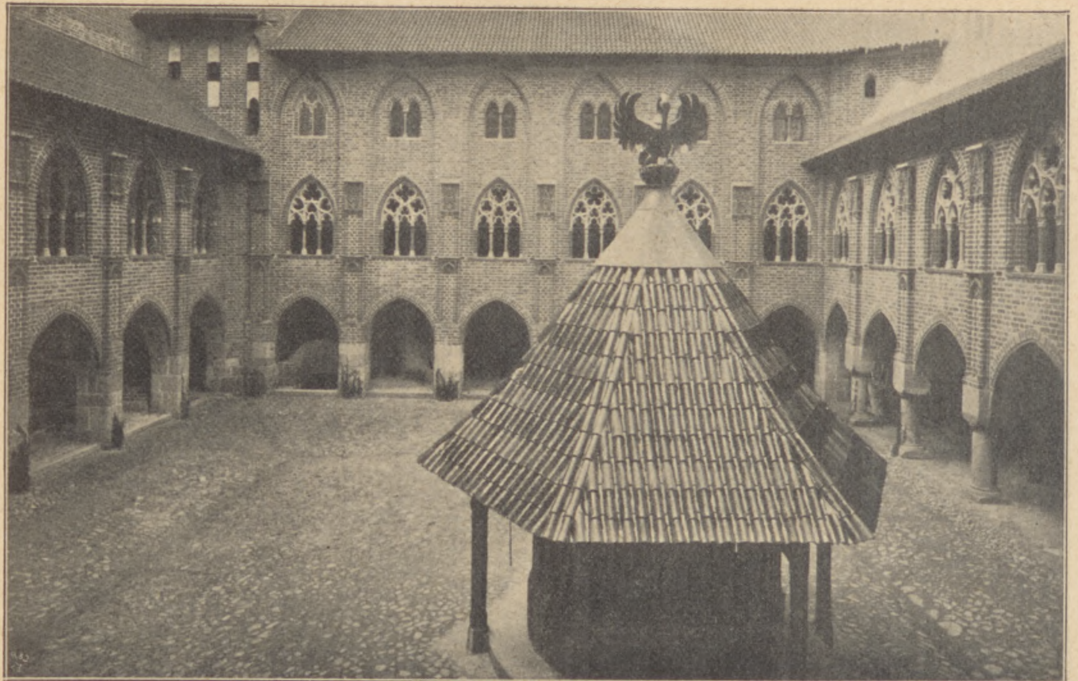
Der Großschäffer von Marienburg hatte außer der ihm obliegenden Anschaffung bestimmter Materialien für die verschiedenen Küchen und Werkstätten des Hauses zugleich die Aufsicht über das Schiffswesen des Ordens. Zur Besorgung der Handelsgeschäfte hatte er besondere Kommissionäre (Leger oder Lieger) im Auslande. Die Lebensmittel flossen dem Großschäffer hauptsächlich von den Pflegern und Vögten zu, welche die Landbesitzungen des Ordens im Marienburger Werder usw. verwalteten. Aus dem Morgenlande hatten die Ritter edle Araberrosse mitgebracht, welche ein prächtiges

Zuchtmaterial abgaben. Zur Veredelung der Schafe waren Tiere aus Gotland eingeführt worden. In den Ordenshäusern zu Balga und Thorn waren 500 Bienenstöcke aufgestellt; mit Honig und Wachs trieben die Großschäffer bedeutenden Handel ins Ausland. Auch der Weinbau blühte; deutsche Ansiedler aus Rheinland hatten Reben auf die hohen Weichselufer bei Thorn, Kulm usw. gepflanzt, und es war ein vortrefflicher Wein, der damals dort gezogen wurde. Herzog Rudolf von Bayern rief im Jahre 1363, als er beim Gastmahle in Marienburg einen Pokal voll Thorner Weines geleert hatte, aus: „Füllet mir den Becher noch einmal, der Trunk ist echtes Öl, davon einem die Schnautze süß anklebt.“

Eine Hauptlebensquelle des Ordensstaates bildete der Handel. Die Hochmeister setzten ihren Stolz darein, ihren großen Städten, wie Danzig, Thorn, Kulm, Elbing, Braunsberg, Königsberg, die vorteilhaftesten Verbindungen im Auslande zu sichern. Danzig wurde der Vorort des „preußischen Quartiers“ im Hansabunde. Oft lagen über 200 englische Schiffe im Hafen von Danzig, die Getreide, Schiffsbauholz, Bernstein usw. einhandelten und Waffen, Tuch ausluden. Unter König Richard II. von England wurde ein deutsch-englischer Handelsvertrag abgeschlossen, der den preußischen Kaufleuten gestattete, mit ihren Schiffen in alle Häfen Englands ohne schwere Zollbelästigungen einzulaufen und ihre Waren an jedem Orte Englands auszulegen. Auch mit Frankreich, Holland und anderen Staaten wurden Handelsverträge geschlossen, die den preußischen Städten im Ordenslande sehr zu statten kamen. Sogar in Nowgorod in Rußland war ein preußischer Handelsvertreter angestellt. Ein preußisch-russischer Handelsvertrag bestand Mitte des 14. Jahrhunderts unter Winrich von Kniprode, der u. a. für die Handelsleute in Thorn väterlich sorgte.

Der Hochmeister unterhielt auch noch einen ständigen Gesandten am päpstlichen Hofe, der unter dem Namen eines Ordensprokurators in Rom ein eigenes Ordenshaus bewohnte.

Zum Hofe des Hochmeisters in der Marienburg gehörte auch ein besonderer Hofjurist, welcher in der Stadt Marienburg wohnte und seine vom Hochmeister gelohnten und bekleideten Schreiber hatte, ferner ein Hofarzt, Bader, Roßarzt,



Hof des Hochschlosses mit Brunnen.

Goldschmied, Hofmaler. Die Kapläne an den Kapellen im Hause gehörten ebenfalls zu dem Hofgesinde des Meisters.

Der Orden bestand aus Ritter- (Laien-) Brüdern und Geistlichen. Diese Geistlichen wurden, wenn sie zwar die Weihe, aber noch kein bestimmtes Amt hatten, Pfaffenbrüder, die bereits angestellten Priesterbrüder genannt. Zwölf Ritterbrüder bildeten nach dem alten Gesetze des Ordens einen Konvent; Marienburg aber hatte außer dem hochmeisterlichen Hofe oft die vierfache Zahl Ritter im Konvent. Mehrere Konvente waren sonst unter einem Landmeister vereinigt, die Oberleitung des ganzen Ordens lag in den Händen des Hochmeisters und des „Kapitels" der Komture.

Die Aufnahme in den Orden erfolgte nach der Probezeit und nach dem Unterricht durch einen Ordensbruder, worauf der Aufzunehmende im Kapitel vor feierlicher Versammlung der Ordensbrüder erschien und vor dem Meister niederknieend bat, durch Gott ihn zu empfahen. Ihm wurde entgegnet:

„Ob du meinest und glaubest, in diesen Orden einzugehen, um eines guten, sanften und geruhigen Lebens willen, deß wirst du höchlich betrogen; denn in diesem Orden ist es dermaßen gelegen und beschaffen, wann du zu Zeiten essen wolltest, so mußt du fasten, wenn du fasten wolltest, so mußt du essen, wenn du schlafen wolltest, so mußt du wachen, und wenn dir geboten wird, hierher oder dorthin zu gehen und zu stehen, das dir nit behagen würde, dawider mußt du nit reden, und du sollst dich deines eigenen Willens ganz und gar entschlagen und Vater, Mutter, Bruder, Schwester und aller Freunde verzeihen und diesem Orden gehorsamer und getreuer sein als ihnen. Dagegen gelobet dir unser Orden nicht mehr, denn Wasser und Brod und ein demütiges Kleid und magst fürbas nichts fordern."

Nun gelobte der neue Bruder, die Hände auf das Evangelium Johannis legend, ewige Keuschheit, Armut und Gehorsam bis in den Tod. Darauf wurde er eingekleidet und, völlig geharnischt, in der Kirche während der Messe zum Ritter geschlagen. Den Ritterschlag erteilte der Meister oder ein bevollmächtigter Gebietiger mit den Worten:

„Besser Ritter denn Knecht, im Namen unser lieben Frauen! Besser Ritter denn Knecht, und thue deinem Orden recht! Vertrag diesen Schlag und fortan keinen!"

Auch „weltliche", verheiratete Männer wurden als „Halbbrüder" in die Ordensverbindung aufgenommen. Das Ver-

mögen der Halbbrüder fiel nach ihrem Tode dem Ordensschatze anheim. Auch diese leisteten das dreifache Gelübde, sie trugen schwarze Kleider, durften aber nur ein halbes Kreuz anlegen und mußten ihre Bärte und das Haar neben den Ohren abscheeren. Zu ihnen gehörten die dienenden Brüder, welche den Rittern für Sold oder ohne Sold, in christlicher Liebe, dienten. Auch rittermäßige Männer dienten dem Orden als Halbbrüder mit den Waffen, und die Zahl dieser Halbbrüder war, selbst außerhalb Preußens, bedeutend, da es für ehrenhaft gehalten wurde, sich in Preußen den Ritterschlag und das „halbe“ Kreuz zu verdienen.

Ein sehr strenger Oberer war der fromme Hochmeister Werner von Orselen (1324—1330), der seines Amtes waltete nach dem Spruche des Ordensgesetzes: „Wo man eins der Gelübde bricht, sind alle Regeln zerbrochen“. Gar manchen Bruder machte er sich durch Strenge zum Feinde.

Ein Ordensritter aus einem nahen Konvente, Johann von Eindorf, aus der Mark gebürtig, ein Mensch, der schon aus unlauteren Absichten in den Orden getreten und oftmals wegen seines unsittlichen Wandels getadelt und ermahnt worden war, trat vor den Meister mit der Bitte, ihm zu gestatten, an dem Kriegszuge gegen die Litthauer Teil nehmen zu dürfen. Weil er aber schon im ersten Kapitel, welches der Meister gehalten, mit freundlichen Ermahnungen und nachmals selbst mit Strafen wegen öfterer Vergehungen ohne allen Erfolg an seine Besserung erinnert worden war und der Meister meinte, er wolle sich im Kriegsgetümmel nur der strengeren Zucht und Aufsicht entziehen, so entgegnete ihm Werner auf seine Bitte: „es sei kein Roß mehr für ihn vorhanden; auch sei es für ihn noch viel zu früh, gegen den Feind zu eilen und dem Tode entgegenzugehen; zuvor müsse er von seinem wüsten unordentlichen Leben ablassen; die Seele, die einem solchen Kampfe entgegentrete, müsse zuvor ernste Buße thun und sich üben in Tugenden, guten Sitten und rühmlichen Werken“. — Der Abgewiesene, sich jetzt an seine Freunde in der Mark wendend, erhielt durch diese zwei gute Pferde zugesandt, worauf er es wagte, sein Gesuch bei dem Meister zu erneuen. Da aber Werner erst vor wenigen Jahren in jenem Kapitel das Gesetz aufgestellt: „Es solle kein Ritterbruder ein eigenes Roß haben, sondern wer eines Rosses bedürfe,

solle es von seinem Obern erhalten", so ließ er dem ungehorsamen Ritter beide Pferde wegnehmen. Vergebens wandte sich dieser an einige Ordensbrüder, um durch deren Fürbitte seine Rosse und die Erlaubnis zum Kriegszuge gegen die Litthauer zu erhalten. Der Meister blieb fest bei seiner Verweigerung. Da entfernte sich der Ritter, von Wut und Rache entbrannt, heimlich in die Stadt und kaufte bei einem Krämer ein großes Messer „der Art, womit man Fische pflegt zu reißen". „Wollt Ihr die Scheide nicht auch mit Euch nehmen?" rief ihm der Krämer nach, als er sich entfernen wollte. Der Ritter entgegnete: „Ich werde dem Messer die kostbarste Scheide suchen, die in ganz Preußen zu finden ist". So eilte er, das Messer in seinem Ärmel versteckend, wieder auf das Haus zurück. Als der Meister, nachdem er sein Gebet verrichtet hatte, in den Gang heraustrat, stürzte der Wütende auf ihn ein, stach ihm das Messer in die Brust und rief die Worte: „Nimm mir mehr das Meine!" Der sinkende Meister stammelte ihm die Worte zu: „Das vergebe dir Jesus Christ!" Es war am Abend von St. Elisabethen-Tag, am 18. November 1330, als die gräuelvolle That vollbracht wurde.

Zur Erinnerung daran sind neben der „Goldenen Pforte" im Haupt-Kreuzgange des Hochschlosses Verse angebracht, die also beginnen:

„O we o we o we und ach
Johann v. Eindorf das verbrag
daß er ein Mensche sunder ere
den Hochmeister Wernere
v. Orsele zu Tode stach . . . ."

Der Befehl jedes Hochmeisters mußte unweigerlich und augenblicklich befolgt werden, dieser blieb aber dem Ordenskapitel verantwortlich, das ihn nicht nur wählte, sondern auch seiner Würde wieder absetzen konnte, und ohne dessen Beirat und Zustimmung er keine neuen Gesetze geben durfte.

Die Kapitel waren feierliche Versammlungen der Ordensbrüder und zwar entweder große, kleinere oder gemeine Kapitel. Die gewöhnlichen mußten alle Sonntage, die kleinen, in welchen die Beamten Rechnung abzulegen oder ihr zeitweises Amt wieder abzugeben hatten, jährlich abgehalten werden. Die

großen oder allgemeinen dagegen erfolgten nur auf Ladung und unter Vorsitz des Hochmeisters oder, bei dessen Tode, des Statthalters und betrafen die wichtigsten Angelegenheiten des Ordens: die Hochmeisterwahlen, Gesetze und neue Einrichtungen. Dazu wurden die Ordensgebietiger und so viele Brüder, als irgend thunlich, einberufen, so daß in manchen Kapiteln 360 Brüder saßen. Ihre Beschlüsse, Urkunden und Verschreibungen sollten unter drei Schlössern mit drei Schlüsseln verwahrt werden, welche sich in den Händen des Hochmeisters, des Großkomtur's und des Treßlers befanden. Diese Kapitel wurden nur in den Kapitelsälen abgehalten und standen mit kirchlichen Feierlichkeiten in Verbindung, weshalb denn auch in allen Burgen der Kapitelsaal sich neben der Kirche befand und, gleich dieser, niemals zu anderem Gebrauche benutzt werden durfte.

Außer dem Kapitel bestand zur Behandlung minder bedeutender Landesangelegenheiten, z. B. zur Besetzung der niederen Ordensämter und dergleichen, auch ein geheimer Rat des Hochmeisters, welchen die Gebietiger und diejenigen Ritter bildeten, die der Hochmeister aus den tüchtigsten Brüdern wählte. Außerdem gehörten zur nächsten Umgebung des Meisters zwei Kompane, von diesem aus den verständigeren Ritterbrüdern erwählt, welche in seiner Nähe wohnten, stets freien Zutritt zu ihm hatten, ihm die ankommenden Fremden anmelden und ihn auf seinen Reisen begleiten mußten.

Das Tagewerk*) in der Marienburg begann und schloß mit Gebet und Gottesdienst. Schon um 6 Uhr des Morgens zu jeder Jahreszeit versammelten sich die Brüder in der nur für sie zugänglichen Schloßkirche zur Prime, der ersten von den vorgeschriebenen Gezeiten, und hörten darauf die Messe, welcher um 9 Uhr die Tertie folgte. Die Ritter saßen an den Seitenwänden der Kirche in chorartig verzierten Stühlen, die andern in der Mitte auf Bänken.

*) Nach Schilderungen des Dichters Joseph Frhr. v. Eichendorff aus der auf Wunsch des Königs von Preußen verfaßten Denkschrift: „Die Wiederherstellung des Schlosses der deutschen Ordensritter zu Marienburg.“ Berlin 1844. Diese vortreffliche, von großer Begeisterung, Sach- und Geschichtskenntnis erfüllte Schrift ist auch an anderen Stellen benützt worden.



Portal des Kapitelsaales (im Hochschloß).

Derweil aber begann es immer lauter und bunter sich zu regen in den weiten Räumen der Vorburg. Der Karwansherr, der Steinmeister, der Trappier und die anderen Hausbeamten gingen ordnend ab und zu, willkommene Züge fruchtbeladener Kähne glitten die Nogat hinab und brachten neue Vorräte für das große Kornhaus; dazwischen das Wiehern der Rosse und die sprühende Glut des Gießhauses mit seinen russigen Gestalten — überall ein herzhaftes Treiben.

Die nichtbeamteten Ritter aber übten sich unter der Leitung kriegserfahrener Brüder in den Waffen draußen am südlichen Ende der Vorstadt Marienburgs auf einem besonders hierzu eingerichteten Platze mit einer Art von Verschanzung, die im Scheinkriege auf mancherlei Weise angegriffen und verteidigt wurde. Sie nannten diesen Übungsplatz „Jerusalem".

Andere mußten den Vorlesungen beiwohnen, welche über Theologie und Rechtskunde im Schlosse gehalten wurden. Hochmeister Winrich von Kniprode hatte die berühmtesten Gelehrten seiner Zeit aus Deutschland und Italien in das Haupthaus berufen, wo sie von ihm geehrt und reichlich besoldet, in verwickelten Rechtsfällen ihr Gutachten abgeben mußten, nach welchem gewöhnlich entschieden wurde. Außerdem ließen die Hochmeister auf ihre Kosten begabte Jünglinge aus Preußen, auch Ordensbrüder, in Leipzig, Wien, Paris, Bologna oder Siena studieren, um demnächst die von ihnen im Auslande erworbenen Kenntnisse in der Heimat zu benutzen. (In Kulm bestand, allerdings nur kurze Zeit, auch eine Universität.)

Verschieden von diesem gewöhnlichen Ritterleben war das tägliche Walten des Hochmeisters. Auch er verrichtete zwar wie jeder andere Ordensbruder die vorgeschriebenen Gezeiten, aber in der Regel nicht in der Schloßkirche, sondern mit seinem Hauskapellan in der im Mittelschlosse belegenen, für ihn allein bestimmten Hauskapelle.

Meisters Kapelle ist heutzutage wieder in einem würdigen Schmucke hergestellt. Wir erblicken da u. a. kostbare Altarleuchter, eine gestickte weiße Altardecke, ein kunstreich gearbeitetes Kreuz von Bernstein, eine große Altarbibel und einen vergoldeten Meßkelch von Silber auf einer von der Fürstin Radziwill geschenkten Kelchdecke. König Friedrich Wilhelm III.

hat den Altar mit einem alten deutschen Bilde geschmückt. Der Kronprinz, spätere König Friedrich Wilhelm IV., der sich um die Wiederherstellung der Marienburg außerordentlich bemüht hat, hat ein silbernes und vergoldetes, buchartig geformtes Altarbild, das in der Ordenszeit im Kriege für den Reisealtar bestimmt war, gestiftet. Ein Hauskomtur zu Elbing hatte es, wie die alte Aufschrift besagt, im Jahre 1388 anfertigen lassen; später war es von irgend einem Polen geraubt, in die Domkirche zu Gnesen gekommen und von dem dortigen Domkapitel im Jahre 1822 dem Kronprinzen überreicht worden.

Man möchte Meisters Kapelle, wie sie war und jetzt wieder dasteht, eine fürstliche Einsiedelei nennen: nirgends die Schauer eines mächtigen Domes, alles lieblich, in sich beglückt und ahnungsvoll, wie der leise Flügelschlag eines Engels, der durch die Stille eines heiteren Sonntagmorgens grüßend vorüberzieht.

Im Orden war die Andacht noch kein fremdes, von der Tagesarbeit ängstlich geschiedenes Geschäft, sondern recht mitten in dem rüstigen Leben, dieses stündlich verklärend und beseelend. Und so finden wir denn auch jene Kapelle rings von des Hochmeisters täglicher Wohnung umgeben, und eine Thüre führt unmittelbar in seine Schlafkammer. Diese Kammer, von einem Kreuzgewölbe ohne Kragsteine überdeckt, bietet jetzt wieder den einfach würdigen Anblick dar, den sie nach alten Nachrichten und den vorgefundenen Spuren in Wand und Mauer vor Jahrhunderten gewährt haben mag. Die eichenen Wandschränke für Kleider und Harnisch, deren Mauervertiefungen und Einschnitte noch sichtbar waren, sind wieder eingesetzt, der Fußboden ist wieder mit grün und gelb verglasten Tonfliesen bedeckt, wie man sie in einer Ecke des Gemaches noch vorfand, und zwei Sitzbänke, ein Tisch in der Mitte und altertümliche Stühle stehen an den blaßgrünen Wänden geordnet umher. Es ist, als wäre der Meister eben nur über Land geritten und müßte jede Stunde wieder heimkehren. Die Wiederherstellung ist von der Familie der Grafen Dohna bewirkt, deren Wappen daher auch das eine große Fenster der Kammer ziert. Aus dieser Kammer führt rechts eine Thür in Meisters Kammer, einen langen Raum mit einem Tonnengewölbe und mehreren Mauervertiefungen zu



Der Siebenpfeilersaal (Konvents-Remter im Hochschloß).

Wandschränken, wo ehemals des Hochmeisters Kasten und Laden standen.

Kaum blitzt die Morgensonne über die bunten Schildereien von Wappen und Weinlaub in Meisters Wohngemach, so sehen wir ihn dort schon unter den höheren Hausbeamten oder Komturen, die seine Befehle empfingen. In dem daranstoßenden kleineren Gemach aber, Meisters Stube geheißen, harrte bereits der Treßler, um dem Meister seine Rechnungen vorzulegen.

Währenddessen hörte man draußen im Hofe die Briefschweiken wiehern, Withinge kamen und gingen, Läufer wurden mit Briefen ins Ausland abgefertigt. Denn über das ganze Land war eine vollständige Reitpost verbreitet, die unter dem obersten Pferdemarschall zu Marienburg stand, deren sich aber nur der Hochmeister und die Ordensbeamten bedienen durften. Wie im Haupthause mußten nämlich auch in den anderen Ordensburgen eine bestimmte Anzahl von Postpferden (Briefschweiken genannt) und Postillone (Briefjungen) oder Withinge (Kabinetts-Kuriere) jederzeit bereit stehen, welche auf jeder Burg gewechselt und mit dem genauen Vermerk der Ankunft und des Abganges auf der Adresse des Briefes weiter gesandt wurden.

In den Vormittagsstunden pflegte endlich auch der Meister in seinen prächtigen Remtern fürstliche Gäste und fremde Gesandte zu empfangen. Entweder in dem Sommer-Remter, „Marienburgs Perle", oder in dem etwas einfacheren Winter-Remter, der neben dem Sommer-Remter liegt. Bei solchen feierlichen Gelegenheiten trug der Hochmeister ein mit goldenen Borten besetztes mantelartiges Kleid von feinstem Tuch (Schaube oder Schube), das bis an die Knöchel reichte, auch zuweilen mit Zobelpelz gefüttert und mit einem reichen Gürtel versehen war. Die Fürsten und Gesandten wurden nicht in der Burg selbst aufgenommen, sondern in den Gasthäusern der Stadt untergebracht, dort nach Stand und Würden versorgt und demnächst „gelöst", d. h. ihre Zehrung wurde aus der Kasse des Hochmeisters bezahlt.

Um zwölf Uhr rief die Glocke die verstreuten Brüder von neuem zur inneren Sammlung von den weltlichen Geschäften ab; es wurde in der Schloßkirche das dritte Tagesgebet, die Sexte, abgehalten.

Sodann begaben sich Alle zum Mittagessen in den Konventsremter ins Mittelschloß, wo mehrere Tafeln gedeckt waren. An der ersten, welche die Gebietigertafel hieß, hatten der Hochmeister, der Großkomtur, der Treßler, der Hauskomtur und noch einige andere der vornehmsten Beamten ihre Sitze. An dem zweiten, dem Konventstische, saßen sämtliche Konventsbrüder, Priester- und Laienbrüder beisammen. Eine dritte Tafel, der Jungentisch, war für die sogenannten Jungen oder jungen Herren bestimmt, welche die zu ihrer Ordensaufnahme festgesetzte Probezeit noch nicht bestanden hatten; die übrigen Tafeln endlich wurden von den oberen Dienern des Hochmeisters und des Hauses, als Kämmerern, Glöcknern, Meßschülern usw. eingenommen. Vor dem Essen sowie nach aufgehobener Tafel sprachen die Priester den gewöhnlichen Segen, die Laien aber ein Paternoster und ein Ave Maria. Die Speisen wurden aus der an den Remter stoßenden Konventsküche durch die Schenkbank hereingereicht und bestanden, außer den Fasttagen, an allen Tafeln aus drei Gerichten nebst Weißbrot, welchem für die Gebietigertafel und den Konventstisch auch noch Käse beigegeben ward. Sogenannte Remterjungen besorgten die Aufwartung und mußten auf gleichmäßige Anrichtung der Schüsseln sowie auf gleiche Verteilung des Getränkes sehen, das je zwei Brüdern mit vier Quart guten Bieres in zinnernen Kannen zugemessen war. Nur dem Hochmeister wurde, und zwar jederzeit mit seidenen Handquehlen, von jedem Gerichte viermal soviel dargereicht, als ein anderer Ordensbruder erhielt, damit er nach dem Ordensgesetz von seinem Überflusse mitteilen könnte den Brüdern, die zur Strafe (Buße) saßen, oder wem er es sonst überschicken wollte. Während des Essens aber hielt einer der Tischleser, deren es drei bis vier im Hause gab, an einem eigens dazu eingerichteten Pulte religiöse Vorlesungen, und tiefe Stille herrschte im ganzen Saale, wenn nicht etwa der Meister der Gäste wegen zu sprechen erlaubte. Kranke oder altersschwache Brüder speisten an der besonderen Tafel der Firmarie (Krankenanstalt des Hauses).

Um drei Uhr nachmittags versammelten sich die Brüder abermals in der Schloßkirche, um die vorgeschriebene Vesper-Hora (None) abzusingen. Dann aber folgten die fröhlichen

Stunden der Erholung, für welche der große Konvents-Remter (Saal im Hochschloß) als allgemeiner Versammlungsort bestimmt war.

In der blühenden Zeit des Ordens boten diese Zusammenkünfte im Remter eine höchst anziehende und merkwürdige Erscheinung dar. Man denke sich nur in diesem schönen Saale mit seinen sieben Pfeilern und Spitzgewölben, die „steingewordene Springbrunnen" oder „Palmen" zu sein scheinen — Männer aus den edelsten Geschlechtern von adeliger Sitte und jeglichen Alters aus allen Gauen Deutschlands, jeder in sich ein künftiger Fürst, denn das konnte er ja jederzeit durch die Wahl zum Meister werden, alle aber verbrüdert zu einem hohen Zwecke und stets gerüstet mit dem Ernst des Lebens in Not und Krieg. Hier sah man die Ritter in lebhaftem Zwiegespräch die prächtige Halle durchschreiten; da saßen einige, den Kopf sinnend in die Hand gestützt, einander gegenüber am Damenbrett oder beim Schach, das jedoch nicht um Geld gespielt werden durfte; andere umstanden einen eben angekommenen fremden Bruder aus Deutschland, der neue Mär vom Kaiser und Reich brachte. Mancher saß wohl auch einsam auf der Steinbank am Fenster und trank, über den weiten Werder hin nach Westen blickend, in Gedanken der fernen Heimat zu — von der Nogat und Weichsel hin zur Saale, Weser und zum Rhein!

Im Winter verbreitete der mächtige Ofen unter dem Fußboden eine wohlthuende Wärme durch den ganzen Saal. — Die Ordensritter hatten in der Marienburg Luftheizung. Der dreipfeilerige Konventsremter im Mittelschloß wurde z. B. folgendermaßen erwärmt: Auf einem viereckigen, drei Meter breiten und vier Meter langen Steinunterbau stand ein Rost aus gebrannten Ziegeln. Von diesem Rost lief ein ebenfalls aus Ziegeln hergestellter Kanal unter dem Estrich bis zum Fensterpfeiler an der Nogatseite und mündete dort an der Außenseite in ein Rohr aus; neben diesem Kanal zogen vom Rost 36 Rohre kreuz und quer unter dem Estrich hin und endeten in ebenso vielen Öffnungen desselben, die mit Kalksteinplatten bedeckt und durch metallene Deckel verschlossen werden konnten. Auf dem Rost wurden Feldsteine aufgeschichtet und unter den Steinen auf dem Unterbau ein Holzfeuer angezündet. Der Rauch entwich, da die Öffnungen

im Estrich verschlossen waren, durch das Rohr (Mündung an der Außenseite des Remters) und die aus dem Kohlenhaufen aufsteigende Glut erhitzte die Feldsteine. Die Feuerreste wurden, nachdem diese Steine genügend erwärmt waren, aus dem Keller entfernt und die Deckel der Röhrenöffnungen gehoben. Warme Luft erfüllte so den Remter.

Die Abendglocke ertönt; die Ritter versammeln sich zur Complete, dem letzten Abendgebet. Dann eilen sie ihren, im südlichen Flügel des Hochschlosses belegenen und stets erleuchteten, gemeinschaftlichen Schlafsälen zu. Soldatisch immerdar, strecken sie sich, nur halb entkleidet, in Beinkleidern und Strümpfen hin; eine Matratze, ein Betttuch, ein Kissen und eine leinene oder wollene Decke ist ihre einfache Lagerstatt.

Der Hochmeister ruht in seiner Schlafkammer in einem blauumhangenen Himmelbette auf Flaumfederbetten mit Bettbezügen von sämischem Leder, einer der Kompane oder ein getreuer Kammerdiener in seiner Nähe.

Das war ein Alltag in der Marienburg. Der feierlichen Meisterwahl pflegten glänzende Feste zu folgen.

Zur Mittagszeit finden wir da die Gäste in Meisters großem Remter beim Festmahle versammelt. Durch die hohen Fenster ringsum blitzt die Sonne über die prächtige Tafel unter dem einzigen mächtigen Granitpfeiler, der mit den herrlichen Gewölben einer steingewordenen Palme gleicht. Auf Remter und Gang, zwischen Schenkbank und Tafeln hin und her, eilen die niederen Ordensbeamten, die nur für solche Feste zur Aufwartung verpflichtet waren. Der Pferdemarschall und seine Gesellen aber bringen nach der Suppe zuerst allerlei Gemüsearten, dann verschiedene Fische als Maränen, Lachs, Lampreten, Dorsch und hierauf die gewichtigeren Fleischgerichte. Nun ein neuer Anlauf auf die Schenkbank, und es erscheinen die Mehlspeisen, denen die mannigfachsten Wildpretsbraten folgen, darunter Eichhörnchen, auch Stare, Kaninchen und Kraniche. (Am Anfange des 15. Jahrhunderts hatte der deutsche Orden noch einen prächtigen Wildpark bei Marienburg, in welchem viele jagdbare Tiere wie Hirsche, Elche, aber auch noch einige Auerochsen und Bären gehalten wurden. Wildschweine und Rehe in großen Rudeln bargen die mächtigen Wälder Preußens.) Den Beschluß bei dem Festmahle machten auserlesene Obstgattungen und viele Konfektarten

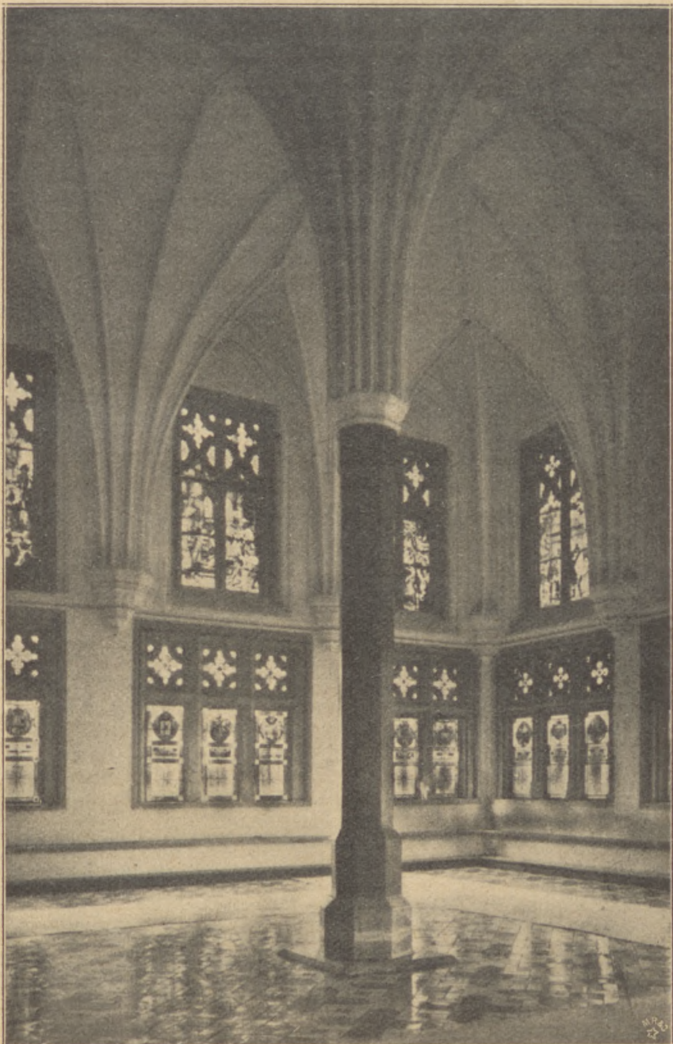
von Kanehl, Koriander, Kardamom und Anis, Rosinen, Mandeln, Datteln und Pfefferkuchen.

Zu solchem Mahl aber gebührt sich ein herzhafter Trunk. Aus mächtigen zinnernen Flaschen und Kannen wird gutes Danziger oder Wismarsches Bier gereicht. Bei den Mittelgerichten wird aus gemalten Gläsern Met „gekostet“. Dann perlt edler Wein in silbernen Bechern, alter Landwein aus Thorn, Riesenburg, Rastenburg oder den Weingärten Marienburgs. (Damals wuchs in der durch große Wälder vor kalten widrigen Winden besser als heutzutage geschützten Ostmark süßerer Wein als der „Bomster Ausbruch“, von dem Fürst Bismarck im September 1894 zu den Posener Varzinfahrern bemerkte, er werde ihn „mit Ergebenheit“ genießen.)

Von der Empore über dem Eingange zum Remter schmetterten Trompeten, hallten Posaunen und Paukenwirbel von des Hochmeisters eigener Musikkapelle (30 Mann stark) lustig dazwischen. Gesang zur Laute erklang von den Schülern des Hauses oder auch von fremden Künstlern, die sich zu solchen Festen einzufinden pflegten. Auf einmal aber verstummte die Musik, und vor der Versammlung erschien ein Liedsprecher aus den Rheinlanden.

Als es Abend wurde, leuchteten die Wachskerzen an den Wandleuchtern, und der fensterreiche große Sommer-Remter des Meisters erschien den staunenden Leuten jenseits der Nogat wie eine wunderbare Lichtkrone.

Während der Belagerung der Marienburg durch Polen, Litthauer und Tartaren unter dem Polenkönig Jagello, an einem Augusttage des Jahres 1410, war Heinrich von Plauen mit Gebietigern, vielen Ordensbrüdern und Söldnerführern in „Meisters großem Remter“ versammelt. Durch Vermittelung eines ermländischen Domherrn Bartholomäus, Dechant zu Frauenburg, der wiederum mit dem im Polenlager befindlichen Bischof von Kujawien Verbindung hatte, war ein unter die Dienerschaft Plauens geschmuggelter Diener Namens Liszek geworben worden. Er sollte durch ein Zeichen dem polnischen Büchsenmeister jenseit der Nogat die Richtung für eine Steinkugel angeben, welche den Granitpfeiler des Remters treffen und damit unter dem einstürzenden Gewölbe die versammelten Ritter und Verteidiger der Burg verschütten sollte. Liszek mischte sich unter die Diener des Hauskomturs,



Meisters großer Remter im Palast.

die im Remter die Tische säuberten. Es war nicht besonders auffällig, daß er einmal zum Fenster hinaussah, wo die große Steinbuchse der Polen am Brückenkopf der Nogat lag; er stellte sich so, daß er genau in einer Linie an sich vorbei den Granitpfeiler und das Geschütz hatte. Dort hing er, als ob es ihm bei der Arbeit zu heiß geworden wäre, seine rote Mütze auf und vergaß sie dann absichtlich, als der Hauskomtur die Diener hinaustrieb, weil schon die Herren Gebietiger nahten. Kaum waren die Edlen um Plauen versammelt, da krachte von drüben der Schuß, eine Steinkugel flog durch das Fenster und um wenige Zoll am Pfeiler vorbei in die Wand. Die Polenlist war mißlungen. Die Ritterversammlung zog in den Kapitelsaal. Zur Erinnerung wurde die Kugel über dem Kamin eingemauert; sie ist noch heute zu sehen. Ein Sprüchlein stand ehemals darunter:

„Als man zelet M.CCCC.X Jar,
Dieß sag ich euch allen fürwar,
Der stein wart geschossen in die want,
Hie sol er bleiben zu einem ewigen pfant"

In jener Zeit, so erzählen die alten Landes-Chroniken, richtete auch ein Büchsenschütze des polnischen Königs seine Steinbüchse gegen das große Muttergottesbild an der Schloßkirche. Der Schuß fehlte, aber der Schütze wurde durch ein Sprengstück, das seine Augen traf, von Stund an blind, und Furcht und Schrecken über das Ereignis gingen entmutigend durch das polnische Heer.

Am 19. September 1410 mußte der Polenkönig Jagello, als die Kunde von einem Einbruche König Sigismunds von Ungarn in Polen kam und der Ordensmarschall von Lievland mit einem starken Heere zum Entsatze der Marienburg von Königsberg her herannahte, mit seinem durch schwere Seuchen arg verminderten Heere abrücken. Noch einmal hatte der heldenmütige Meister Heinrich von Plauen das deutsche Banner über dem Lande aufgerichtet und sein Wort wahr gemacht: „Lebend laß ich das Haus nicht!"

Fünfzig Jahre, nachdem Heinrich von Plauen das Ordensschloß Marienburg siegreich gegen das Polenvolk verteidigt hatte, kämpfte der tapfere Bürgermeister Bartholomäus Blume an der Spitze der Marienburger Bürgerschaft, die dem

Orden treu ergeben geblieben war, gegen Polen und deren Verbündete.

Der Landadel in Preußen, der dem Orden Hab und Gut verdankte, hatte sich schon im Jahre 1397 unter den Brüdern von Renys und von Kythenau zu dem sog. Eidechsenbunde zusammengeschlossen. Dieser wurde so genannt nach dem Bilde des Tieres, daß jene in „Heimlichkeit“ tagende Gesellschaft als Erkennungszeichen gewählt hatte. Die Mitglieder der Gesellschaft sollten „einander in allen nothhaftigen und ehrlichen Sachen mit Leib und Gut beistehen, sobald eins von irgend Jemand, die Landesherrschaft und Blutsverwandten ausgenommen, verunehrt oder beschädigt würde.“ Die Landesherrschaft war der deutsche Ritterorden und dessen Oberhaupt, der Hochmeister!

Die vielen Kriegszüge erforderten große Summen, so daß sich der Hochmeister genötigt sah, dem erschöpften Ordenstressel durch außerordentliche Steuern und Zölle zu Hilfe zu kommen; das rief schon viel Erbitterung hervor, die Handelsstädte fühlten überdies schwer die Konkurrenz des Ordens, der mit einer eigenen Handelsflotte Getreidehandel usw. trieb. Unter den Ordensmitgliedern war Sittenlosigkeit und Eigennutz eingerissen, Komture plünderten und befehdeten sich untereinander, gegen die Rechtsprechung wurden heftige Beschwerden laut. Auf einer „Tagfahrt“ in Elbing bildete sich aus den Vertretern des Landadels und der Bürgerschaft der Städte ein „Preußischer Bund“, der gegen die Landesherrschaft des Ordens gerichtet war. Einer der Eidechsenritter, Hans von Baisen, ein Rat des Hochmeisters, erklärte offen: „Ich stehe bis zur Stunde im Dienste des Hochmeisters, wenn dieser aber das Land zu verunrechten fortfährt, so will ich fest bei den Landen stehen.“ Der Hochmeister weigerte sich, den „Ständen“ nachzugeben und Zugeständnisse zu machen, welche die Ordensregierung einschränkten, er rief in diesem inneren Streite den deutschen Kaiser als Schiedsrichter an, und dieser befahl die Auflösung des Preußischen Bundes, aber 1454 sandte der aufrührerische Bund von Thorn aus ein Schreiben, worin dem Hochmeister der Gehorsam aufgekündigt wurde. Der Bund rief schließlich die Polen zu Hilfe, bot die Herrschaft des deutschen Ostlandes dem König Kasimir an und überantwortete ihm stammvergessen das deutsche Land!

Zu den **Feinden** des deutschen Ritter-Ordens gehörte die Handelsstadt **Danzig**; ihre **Handels**-Interessen vertrugen sich schlecht mit manchen Maßnahmen des Ordens, der von den Handelsherren schließlich für „**überflüssig**“ erklärt wurde, während viele Zünfte zuweilen anderer Meinung waren. Als aber ein Komtur zwei Danziger Bürgermeister hatte töten lassen, wurde Danzig die haßerfüllte Seele des Aufstandes gegen den Orden. Man müsse den Orden zum Lande „**hinaushungern**“, hieß es in Danzig; „Schiffskinder“ und Finanzen der nun bald **polnisch-reichsunmittelbaren** Stadt traten als **Verbündete** des Polentums auf.

In dem furchtbaren, das Ordensland verwüstenden dreizehnjährigen Kriege, der sich 1454 erhob, unterlag der Orden. Die Marienburg wurde von Hans von Baisen im Namen des Polenkönigs belagert, und, als Baisen nichts ausrichtete, rückte Kasimir selbst heran und griff das Ordensheer, das zum Entsatze der Marienburg herbeigeeilt war, in der Ebene von Konitz an. „Es bedarf nur des Peitschenknalles meiner Fuhrleute, um die Deutschen auseinander zu jagen“, rief da Kasimir übermütig aus. Der tapfere Herzog Rudolf zu Sagan und der Komtur zu Konitz trieben aber die Polen in einen Sumpf; Hunderte erstickten darin. König Kasimir IV. selbst verlor sein Pferd im Sumpfe, rettete sich jedoch nach Thorn. Der Sieg bei Konitz nützte freilich dem Orden wenig. Der Orden konnte seine böhmischen und deutschen Söldnerhaufen **nicht bezahlen**.

Hochmeister Ludwig von Erlichshausen sah sich genötigt, den **Söldnern** das Ordenshaupthaus Marienburg zu **verpfänden**. Als der Orden es **nicht einlösen** konnte — ein allgemeiner „Schoß“ brachte aus dem durch Krieg verwüsteten und obendrein aufrührerischen Lande wenig ein — **verkauften** die Söldnerhauptleute die Marienburg mit vielen anderen Burgen im Juni 1457 an den Polenkönig Kasimir. **Danzig** gab das Geld dazu! Kasimir zog nach Danzig und befahl dem Hauptmann Ulrich **Czirwenka**, der die Söldner in der Marienburg befehligte, den Hochmeister von dort zu vertreiben. Der Hochmeister wurde aus dem Hause gejagt, er entfloh auf einem Fischerkahne nach **Königsberg**, das seitdem zum Hauptsitze des Ordens erkoren wurde. **Marienburg sah keinen Hochmeister wieder!**

Auch die Stadt Marienburg, monatelang tapfer verteidigt vom Bürgermeister Blume, fiel. Ein Handwerksgeselle verriet dem Führer des polnischen Belagerungsheeres, daß der große Bogen der Stadtmauer an der Nogatseite auf Sandgrund aufgebaut sei, die Polen gruben einen unterirdischen Gang, legten eine Bresche und drangen in die Stadt ein. Im Gefolge Kasimirs zog der Henker mit seinen Knechten. Mit mehreren anderen Ratsherren wurde Bürgermeister Blume



Bürgermeister Blumes Denkmal.

am 8. August 1460 auf Geheiß des Polenkönigs in einem Turme der Stadt Marienburg enthauptet. Die Leichen wurden durch die Stadt geschleift, die Leiber wurden von dem Henker gevierteilt und dann in die Nogat geworfen. So verfuhr der polnische Sieger mit den deutschen Besiegten!

Das Andenken Blumes wird der Gegenwart und künftigen Geschlechtern wach gehalten durch ein Sandstein-Denkmal (siehe das Bild) unweit der südöstlichen Ecke der Burg. „Zum 400jährigen Todestage des für seine Gesinnungs-

treue geopferten Mannes — die Stadt Marienburg, den 8. August 1860" lautet die Widmung.

Der Deutsche Hans von Baisen wurde zum Statthalter des Königs von Polen für das durch den Frieden zu Thorn (1466) erworbene Kulmerland und Pomesanien mit dem Sitze in Marienburg ernannt. Nun hauste Baisen als polnischer Gubernator im Hochmeisterpalaste. Der Hochmeister (in Königsberg), behielt nur das Gebiet östlich des Ermlandes als Lehen von der Krone Polens, mußte dem Polenkönige huldigen und erhielt als polnischer Reichsfürst einen Platz im Reichsrate zur Linken des Königs. Das ganze Ermland und das Weichselland mit den Hansastädten Danzig, Elbing war an Polen abgetreten, das dadurch den Zugang zur Ostsee gewonnen hatte.

Die Westpreußen hatten nichts gewonnen, als für den historischen Hochmeister einen durch Geschichte, Stamm und Sitte fremden König, statt der deutschen Gebietiger polnische Woywoden, von denen sie mit brutaler Geringschätzung behandelt wurden trotz der sogen. freien ständischen Verfassung. Das ehedem blühende Land war durch den langen Bürgerkrieg furchtbar verwüstet und verwildert; man zählte allein an Bauern und Bürgern aus den kleinen Städten 90000 Erschlagene, von 21000 Ortschaften der Ordenszeit jetzt nur noch 3013, ja viele Dörfer waren, wie in Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege, spurlos verschwunden, deutsche Städte und deutsche Geschlechter aber schämten sich elenderweise ihrer Herkunft und nahmen polnische Namen an.

In der Marienburg hallten sarmatische Laute in den Gewölben wieder, Heiducken, welche die Besatzung bildeten, hausten an den Thoren der Burg in hölzernen Baracken. Nur der nordwestliche Flügel, welcher den alten Fürstensitz und den Konventsremter umfaßte (im Mittelschloß), wurde für die polnischen Könige bei ihrer gelegentlichen Anwesenheit in Preußen zu ihrer Behausung vorbehalten.

Die Polen fühlten sich in den weiten Sälen der Marienburg nicht behaglich, sie teilten die Remter durch Balken und Bretterlagen in kleine Stuben und vermauerten viele Fenster, nachdem sie das schöne Maßwerk zerstört hatten. Nur Meisters großer Remter als polnischer „Königssaal" wurde verschont.

1623 besuchte König Sigismund III. von Polen die Marienburg. Während seiner Anwesenheit im Schlosse wurde dort eine polnische Hochzeit gefeiert. Pan Scepanski, ein Sohn des Starosten (Schloßhauptmanns) der ehemaligen Ordens-Komturei Graudenz, freite eine Hofdame der Königin.

Das polnische Gesinde war in jener Hochzeitsnacht in einen derartigen Zustand geraten, daß es in die Gruft der St. Annen-Kapelle — wo die Hochmeister bestattet lagen — einbrach und die Leichen der Hochmeister aus den zertrümmerten Särgen herauszerrte. Dann raubten die Polen die wertvollen Ringe und goldenen Ketten, die an den vermoderten Leibern glitzerten, und warfen die Gebeine in den Burggraben! (Habgierige deutsche Söldner sollen übrigens schon vorher in der Gruft geplündert haben.)

Die St. Annen-Kapelle befindet sich zu ebener Erde unter der Schloßkirche. Zwei spitzbogige Eingänge, welche reiche Stein- und Stuckverzierungen tragen, führen in das Innere. Auf die Bestimmung der Kapelle deuten Steinbilder hin, wie der Engel des Gerichts, Christi Erscheinung als Weltrichter. Auf dem Ostparcham, im Schutze der Annen-Kapelle, lag der Friedhof der Ritter des Haupthauses, ihre Leichen mußten zum Totenamte die Annen-Kapelle auf dem „letzten Gange" passieren. Auf dieser Ostterrasse sind jetzt immergrüne Nadelhölzer emporgesprossen — Lebensbäume auf der Stätte des Todes.

Im Fußboden der Annen-Kapelle liegen drei erhöhte Grabsteine von bedeutenden Hochmeistern. Vor dem Hochaltar der Grabstein des Hochmeisters Dietrich von Altenburg mit der Inschrift: „† Do. Unsers. heren Christi, jar. was. M. Dri. CXLI *) gar. do. starb. d'. meist'. sinerich.**) von. Aldenburc. bruder. Dietrich. hie. legen. di meistere. begraben. der. von. Aldenburgh. hat. angehaben.***) Amen." Ein anderer Stein hat die Umschrift: „In der Jar czal X ti MCCCCXXIX do starp der erwirdige brvder heinrich von plowen." Es ist das Grabdenkmal des tapferen Hochmeisters Heinrich von Plauen, der 1429, nachdem er 1413 seiner Meisterwürde entsetzt war, in der einsamen Burg Lochstädt im Sam-

*) 1341. — **) sinnreich. — ***) angehaben = angehoben, angefangen; der erste Hochmeister, der hier begraben wurde.

lande starb. Ein Gipsabguß der vermutlichen Gestalt Heinrichs von Plauen liegt jetzt zu Füßen des Mittel-Altars. Nachgebildeter Helm jenes Reußen und Wappenschild mit Löwenbildern hängt an der Wand, auch Wappenschilder und Helmzier anderer Hochmeister sind hier angebracht. Der dritte Grabstein zeigt in verwitterten Umrissen die Gestalt eines Ritters mit Schild und Schwert; nur der Name „Hinric" ist noch zu lesen; man meint daher, es sei ein Grabdenkmal für Heinrich von Dusemer gewesen.

Zum Innern der Schloßkirche gelangt man durch die „Goldene Pforte", einen gotischen Portalbau edeler Art. In der Schloßkirche sind die Bemalung, der Fußboden, das Gestühl, die Altäre, die Sängerempore, die Geräte bis ins einzelne getreu erneuert worden; die Schloßkirche hat übrigens unter allen den vielen Besitzern am wenigsten gelitten.

Die Jesuiten, die zur richtigen Polenwirtschaft gehörten, hatten im Jahre 1650 mit Benutzung des alten (jetzt in seiner ursprünglichen Form wiederhergestellten) Pfaffenturmes zwischen der Schloßkirche und dem südöstlichen Flügel des Mittelschlosses ein plumpes Gebäude, ein Jesuiten-Kollegium aufgeführt.

Die Schweden, welche bis zum Frieden von Oliva (1660) in der Marienburg lagen, verwüsteten nicht wenig Hoch- und Mittelschloß. Das Dach des Hochschlosses war schon 1644 durch Brand zerstört worden. Ein polnischer Büchsenmeister, der wie gewöhnlich bei dem Fronleichnamsfeste vom Zinnenumgange aus Böllern geschossen, hatte in der Trunkenheit die brennende Lunte auf dem Boden vergessen, so daß das Feuer das Dach vernichtete. Erst August II. ließ (1710) das Hochschloß wieder mit einem Dach versehen.

Besonders entstellt und seines Ansehens als Festung beraubt wurde das Schloß dadurch, daß die Starosten gegen eine jährliche Abgabe auf den vernichteten Festungswerken zwischen Schloß und Nogat, sowie auf dem Gebiete der eigentlichen Vorburg Höker- und Krämerbuden, Branntweinschänken einrichten ließen.

Am 2. Juni 1710 kam August II. von Sachsen und Polen, nachdem er auf dem Reichstage zu Warschau sich auf dem polnischen Throne befestigt, nach Marienburg. Ihm folgten seine Geliebte, die Gräfin Cosel, und ein Troß von einigen hundert Handpferden, Wagen und Mauleseln.

Für die Gräfin waren in Hochmeisters Palast mehrere eigene Zimmer besonders eingerichtet worden, und es ist eine bittere Ironie des Schicksals, daß die schöne Dame in denselben Gemächern ihre Schminkpflästerchen auskramte und mit Fächer und Reifrock einherrauschte, wo einst der Hochmeister gewaltet hatte und ernste Männer ein mönchisches Leben geführt hatten.

* * *

Am 14. September 1772 vernahm man in Marienburg Trompetenklänge; preußische Dragoner hielten vor dem Marienthore. Der polnische Wachtposten zog den Schlagbaum herunter, als aber der vorderste Preuße sein Pistol auf den Polen anlegte, ließ dieser erschrocken die Kette los, der Schlagbaum hob sich wieder und die Dragoner, denen Generalmajor v. Thadden mit einem Bataillon des Regiments von Sydow folgte, rückten in Marienburg ein.

Durch Vertrag zwischen Preußen, Österreich und Rußland war am 5. August 1772 die erste Teilung Polens vollzogen worden, eines Reiches, das an innerer Zersetzung zu Grunde gegangen war. An Preußen waren etwa 35000 Quadratkilometer fast lauter ehemals deutsches Ordensgebiet gefallen, das untere Weichselland, Westpreußen (mit Ausnahme der freien Stadt Danzig) und das Netzegebiet. Westpreußen mit der Marienburg, Pomerellen und Ermland füllten die Lücke zwischen Ostpreußen und Brandenburg aus.

1525 war der letzte Hochmeister Markgraf Albrecht von Brandenburg erster (evangelischer) Herzog des allerdings von Polen abhängigen weltlichen Herzogtums Preußen (Ostpreußen). Nach dem Tode des unglücklichen Herzogs Albrecht Friedrich (1618) hatte sein Vormund und Verwandter Johann Sigismund, Kurfürst von Brandenburg, Besitz von Ostpreußen ergriffen und es endgiltig mit Brandenburg vereinigt.

Im Frieden zu Oliva (1660), der den schwedisch-polnischen Krieg (unter Friedrich Wilhelm dem Großen Kurfürsten) beendigte, war Preußen als ein von Polen unabhängiges Herzogtum (schon 1657 im Vertrage zu Wehlau) feierlich bestätigt worden. Der Kurfürst von Brandenburg war als Herzog von Preußen souverän; seit 1701, seit Begründung

des preußischen Königtums durch den Kurfürsten Friedrich III., hatte das ehemalige Ordensland der Monarchie Preußen den Namen gegeben, der Adler der Hochmeister war das Königszeichen der Hohenzollern geworden und schwarz-weiß wehten die preußischen Fahnen, zugleich eine Erinnerung an die



Denkmal Friedrichs des Großen.

schwarzen Kreuze auf den weißen Mänteln der deutschen Ordensritter. Friedrich der Große vereinigte Westpreußen (das er aus 300jähriger polnischer Mißwirtschaft errettete) wieder mit Ostpreußen und schuf so den preußischen Staat.

Bald nach dem Einrücken der preußischen Truppen in Marienburg wurde der Konventsremter im Mittelschlosse ausgeschmückt und auf der Nordostseite des Saales ein Thron

errichtet. Am 27. September 1772 waren die Abgeordneten der Landstände auf dem großen Platze der Vorburg versammelt und, nachdem sie hier durch eine Rede des evangelischen Predigers Wittholð für die Feier des Tages vorbereitet worden, begab sich der Zug in den Konventsremter zur Huldigung, welche der Oberburggraf von Rhode und der Oberpräsident von Domhardt als Stellvertreter des Königs annahmen. Ein Herold warf neugeprägtes Geld unter die im Schloßhof versammelte Volksmenge aus, und ein Festmahl in Meisters großem Remter beschloß die Feier.

Auf der ehemaligen Vorburg des Ordenshaupthauses, vor dem Haupteingange des Mittelschlosses, von gärtnerischen Schmuckanlagen umschlossen, erhebt sich jetzt das von der Provinz Westpreußen hundert Jahre nach der Wiedervereinigung mit deutschem Lande errichtete Denkmal Friedrichs des Großen, ein Werk des Berliner Professors Siemering. Als Sockelfiguren stehen in Nischen Figuren von vier Hochmeistern: Hermann von Salza, Siegfried von Feuchtwangen, Winrich von Kniprode und Albrecht von Brandenburg. Enthüllt wurde das Denkmal in Gegenwart des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen am 8. Oktober 1877.

Wenn man sich den traurigen Zustand vorstellt, in dem sich die Marienburg befand, als sie von Polen an Friedrich den Großen kam, und sich vergegenwärtigt, daß dieser preußische König vor allen Dingen darauf sehen mußte, daß die Leute, die er übernommen, zu leben hätten, und wie das gewonnene Land erforderlichenfalls zu verteidigen wäre, dann wird man mit einiger Milde der baulichen Veränderungen und Verwüstungen gedenken, welche die Marienburg in den letzten Lebensjahren Friedrichs erfuhr. Die Hallen des Konventsremters (Huldigungssaals) im Mittelschlosse wurden z. B. zu einem Exerzierhause für die preußische Besatzung verwandelt, die große Konventsküche wurde zu einem Pferde- und Kuhstall umgestaltet, in andern Teilen des Schlosses wurden Kornspeicher angelegt. Am 1. Januar 1785 hatte Friedrich der Große wiederholten Befehl an die Domänen-Kammer in Marienwerder erlassen, wonach „die vielen in Marienburg wüste liegenden Häuser durch anzusiedelnde brauchbare Leute neu aufgebaut werden sollten“.

Weder Sinn noch Worte des Befehls deuteten auf das Schloß hin, sondern auf die Bürgerhäuser in der Stadt, der König hatte vielmehr ausdrücklich befohlen „das Schloß bleibt erhalten!“, aber die untergeordneten Beamten machten sich an das billige Schloß und richteten u. a. Meisters großen Remter zu Weberstuben für Baumwollenweber ein.

Noch ärger wurde nach König Friedrichs Tode mit der Marienburg verfahren; die Gewölbe im Hoch- und Mittelschlosse wurden zertrümmert und Schüttböden für Mehl, Salz und Getreide eingerichtet. Der preußische Geh. Baurat David Gilly hatte sogar schon den Vorschlag gemacht, das Hoch- und Mittelschloß abzubrechen und aus den alten Ziegeln ein neues Magazin herzustellen, aber der Plan scheiterte an den zu großen Kosten. Der Sohn des Geh. Baurats, der Architekt Friedrich Gilly, zeichnete die Schloßruinen auf und machte durch ein mit dem Kupferstecher F. Frick zusammen herausgegebenes illustriertes Werk (Schloß Marienburg in Preußen) die Mitwelt auf die versinkende Herrlichkeit aufmerksam. 1803 erschien ferner in dem Blatte „Der Freimütige“ ein von dem patriotischen Dichter Max von Schenkendorf verfaßter Aufsatz, worin die Vernichtung eines herrlichen Bauwerkes getadelt wurde, das nicht allein für die Geschichte der mittelalterlichen Baukunst von „unschätzbarem Werte wäre, sondern dessen Mauern an eine der wichtigsten Zeitperioden der vaterländischen Geschichte erinnerten“.

Staatsminister Frhr. von Schrötter, der die Verantwortung für die Verwüstung trug, wurde sich jetzt seines Thuns bewußt, er gebot, mit der weiteren Zerstörung einzuhalten, und König Friedrich Wilhelm III. befahl durch eine Kabinettsordre (1804), daß für die Erhaltung des Schlosses als eines „so vorzüglichen Denkmals alter Baukunst alle Sorge getragen werden sollte“. Nun wurden wenigstens die Dächer ausgebessert. Da kam das große Unglück 1807 über unser Vaterland. Französische Heeresmassen zogen durch Marienburg, das Hochschloß wurde Kriegs-Magazin, das Mittelschloß Lazarett, ebenso war es, als die Trümmer der großen Armee 1812 aus Rußland zurückkehrten und ihren Weg über Marienburg nahmen.

Die Zeit der Befreiungskriege kam und die patriotischen Herzen, von Hohem berührt, wurden auch für die Bedeutung



D. Dr. Gustav v. Goßler

Oberpräsident von Westpreußen seit 1891.

Vorsitzender des „Vereins für die Herstellung und Ausschmückung der Marienburg“.

der Denkmale der Vorzeit wieder empfänglich. Der Oberpräsident der Provinz Preußen, spätere Staatsminister von Schön, gab der Meinung Ausdruck, jedes Volk müsse wie Alt-England sein „Westminster“ haben, wo der König Patron und alle Edlen des Volkes zuhause seien; in einer Denkschrift beantragte er (1815) beim Staatsminister Freiherrn von Hardenberg die Wiederherstellung der Marienburg, und der Antrag erhielt die Genehmigung des Königs. Als erster Posten zum Baufonds war eine aus dem Verkauf französischer Militäreffekten in Danzig erübrigte Summe von 9255 Thalern verwendet worden. Am 3. August 1817, am Geburtstage König Friedrich Wilhelms III., wurde die Wiederherstellung begonnen, 360 Jahre, nachdem das Schloß aufgehört hatte, Sitz eines Hochmeisters zu sein.

Der Regierungs- und Baurat Hartmann in Danzig übernahm die Bauleitung; wertvolle Unterstützung fand er bei Marienburger Bürgern, wie dem Prediger und Altertumsforscher Häbler und dem Bürgermeister Hüllmann. Manches wurde freilich in jener ersten Bauperiode der Wiederherstellung mit blindem Eifer, weil man es für polnische Zuthat hielt, beseitigt, aber es wurde auch manche historische Spur ermittelt, auf der spätere Meister fußen konnten. Prediger Häbler veranstaltete auch die erste Geldsammlung unter den Pfarrern des Werders zu Gunsten des Baues; die Werderaner schafften ungefähr 50000 Fuhren Schutt und Geröll aus den unteren Räumen der Burg fort. Aus den Königlichen Kassen und dem Landesunterstützungsfonds und aus freiwilligen Beiträgen (darunter von den Städten Ost- und Westpreußens, von der Geistlichkeit und den Freimaurerlogen, den Bewohnern des Marienburger Werders usw.) flossen damals ungefähr 150000 Thaler zusammen. Fürstlichkeiten, Städte, Korporationen stifteten Teile für das Bauwerk, verewigten sich auch durch Stiftung bunter Fenster mit Wappen, Namen und Sinnbildern.

Den nicht geringen Mißgriffen und Spielereien, die besonders im Anfange der Regierung des romantisch veranlagten Königs Friedrich Wilhelms IV. den Burg-Charakter zu vernichten drohten, trat erfreulicherweise der neuernannte Konservator der preußischen Kunstdenkmäler, von Quast, entgegen; er führte eine neue, gründlichere Art der

Denkmal-Forschung ein, gab wertvolle Anleitung zu einer folgerichtigen Anwendung geschichtlicher Nachrichten für den Architekten und stellte überhaupt für die Fortsetzung der Wiederherstellungsarbeiten neue Gesichtspunkte auf, von denen noch heute die Bauthätigkeit an der Marienburg ausgeht.

Das zweite, gründlichere und erfolgreiche Wiederherstellungs-Unternehmen begann im Jahre 1879 mit Vorarbeiten, 1882 erhielt es durch den damaligen Kultusminister, jetzigen Oberpräsidenten der Provinz Westpreußen, Dr. Gustav von Goßler, die bauliche Verwirklichung. Es wurde eine besondere Baukommission eingesetzt, der auch der Regierungsbaumeister und jetzige unermüdliche Hauptleiter der Wiederherstellungsarbeiten Königl. Geh. Baurat Dr. Steinbrecht angehörte.

„Bei der Wiederherstellung eines Baudenkmals soll nicht bloß die äußere Form, sondern das Wesen und Empfinden einer um Jahrhunderte zurückliegenden Zeit gelernt und wiedergegeben werden." Diesem großen Ziele, wie es Baurat Steinbrecht gekennzeichnet und aufgerichtet hat, hat man besonders in den letzten Jahren erfolgreich nachgestrebt; für Meister Steinbrecht ist die Wiederherstellung der Marienburg in harmonischer Schönheit und historischer Eigenart geradezu die Haupt-Lebensaufgabe geworden, der er sich liebevoll hingiebt.

In der Marienburg und an anderen Burgstätten, z. B. Rehden, Schwetz, Balga, Brandenburg, fanden gründliche Untersuchungen, Ausgrabungen usw. statt; Fabrikanten und Arbeiter wurden für die alte Mauertechnik interessiert, Kunsthandwerker für das Studium und die Nachahmung alter Vorbilder gewonnen, Künstler (wie z. B. der Bildhauer Prof. Behrend-Berlin, Maler Prof. Schaper-Hannover, Glasmaler Prof. Haselberger-Leipzig) zur Mitarbeit herangezogen.

Lebhaft interessierte sich der kunstsinnige Kronprinz Friedrich Wilhelm (spätere Kaiser Friedrich III.) für den Wiederherstellungsbau, er unterstützte die Forderungen nach einem jährlichen Staatsbeitrage und auf Bewilligung einer Schloßbaulotterie.

Als Etats-Titel der außerordentlichen Ausgaben des preußischen Kultusministeriums wurden 12 Jahre lang,

bis zum Jahre 1901, alljährlich 50000 Mark für die Wiederherstellung des dem preußischen Staate gehörigen „Schlosses Marienburg“ verausgabt, im Staatshaushalt für 1901/02 wurde aber der Staatsbeitrag um 20000 Mark gekürzt.

Der seit 1886 bestehende „Verein für die Herstellung und Ausschmückung der Marienburg“ (Vorsitzender: Oberpräsident von Goßler in Danzig) hat dagegen jährlich Hunderttausende für den Bau verwendet. Diesem Verein sind mehrere Schloßbau-Lotterien konzessioniert worden, und aus deren Ertrage sowie den Vereinsbeiträgen (Jahresbeitrag 3 Mark) sind im wesentlichen auch die Kosten der inneren Ausschmückung entnommen worden, ja aus den Mitteln dieses Vereins sind in der Umgebung des Schlosses Grundstücke im Werte von 700000 Mark angekauft und dem preußischen Fiskus übereignet worden, damit die vorhandenen alten häßlichen Gebäude allmählich abgebrochen werden und das Schloß freigelegt wird.

Wie in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses am 16. März 1901 festgestellt wurde, liegt dem Bau seit dem Jahre 1897 ein Voranschlag zu Grunde, nach welchem außer den bisherigen Aufwendungen von 4404980 Mark, die in der Hauptsache aus Lotterien aufgekommen sind, noch ein Betrag von 2300000 Mark erforderlich ist und zwar mit 1640000 Mark an Baukosten, 660000 Mark für die Ausschmückung. Es ist beabsichtigt, von diesen 2300000 Mark zwei Millionen durch Lotterien (von denen der preußische Staat bekanntlich mehrere hunderttausend Mark Stempelsteuer einzieht) und 300000 Mark aus Staatsmitteln aufzubringen, wovon nun inzwischen mehrere Beiträge geleistet worden sind. Es scheint die Absicht zu bestehen, den Beitrag des preußischen Staats für dieses Staatsgebäude schließlich aufhören zu lassen. Vielleicht übernimmt später der evangelische Johanniter-Ritterorden die Fürsorge für die Marienburg, und der Herrenmeister dieses Ordens hält dann ständig die Kapitel in der Burg an der Nogat ab.

Der „Verein für die Herstellung und Ausschmückung der Marienburg“ hat recht wertvolle Waffen- und Geräte-Sammlungen (z. B. die Blell'sche mit ungefähr 3000 Stücken) angekauft und damit die Grundlage für eine Art mittelalterliches Zeughaus geschaffen.

Die Besucher der Marienburg werden mit ziemlich geringer Phantasie die Schloßräume sich von den Rittern bewohnt und belebt denken können und weniger in die Gefahr irrtümlicher Vorstellungen bei Ergänzung der Einrichtungen geraten als früher.

In den Waffenräumen findet man die Bewaffnung derjenigen Völker, mit denen die „deutschen Herren" in Berührung gekommen sind, und Waffenstücke der Ritter aus verschiedenen Jahrhunderten. Da sehen wir: orientalische Waffen, Armbrüste, Panzerhemden aus dem 13. Jahrhundert, merovingische Schilde und mittelalterliche Tartschen, Streitäxte, Säbel, Feuerwaffen in ihrer Entwickelung vom Lunten- bis Mausergewehr, Eisenhüte, Helme, Bolzen usw. — kurz ein belehrendes Waffenmaterial von großem Umfang und systematischer Anlage, aus der Zeit eines Jahrtausends.

Die Möbelausstattung durch Schränke, Tische, Truhen im altdeutschen Stil, die Holzverkleidung der Wände, der Fliesenfußboden, die Wandmalereien — alles das wird dazu beitragen, vielen Räumen auch einen wohnlichen Charakter zu geben. Erwerbungen an Mobiliar sind bei alteingesessenen Familien gemacht worden, auch hat Geh. Baurat Steinbrecht manche Künstler und Kunsthandwerker herangebildet, darunter Holzschnitzer und Schlosser, welche Möbel im Stile der Zeit und den Räumen der Marienburg entsprechend nach noch vorhandenen vorbildlichen Teilen oder alten Beschreibungen angefertigt haben. In den Schlafräumen der Deutschherren sind schöne Schränke aus Eichenholz aufgestellt, darunter ein riesiger dreiteiliger Schrank, der in der freien Hansastadt Lübeck erworben ist. In dem hinter dem Siebenpfeiler-Saale gelegenen Anrichteraum steht ein Buffet mit Holzkrügen, wie sie zur Ordenszeit üblich waren.

Zu den Sammlungen, für welche der Verein zur Ausschmückung der Marienburg allein in den drei Jahren 1897/99 34000 Mark verausgabt hat, gehört auch die im Treßlergemach heimische bedeutende Münz- und Medaillensammlung, welche durch eine Schenkung des Geh. Sanitätsrats Dr. Jaquet-Berlin vergrößert ist und durch fortgesetzte planmäßige Ankäufe vermehrt wird, weit hinaus über den Rahmen einer nur das Münzwesen des Deutschritterordens und Preußens behandelnden Sammlung. Man sieht da außer

den vielen Ordensmünzen Danziger, Elbinger, Thorner Thaler und seltene Denk- und Schaumünzen.

Der Deutsche Ritterorden übte das Recht, Münzen zu prägen, selbst aus oder durch die Münzstätten zu Danzig, Elbing, Thorn, Königsberg, welche unter Kontrolle eines Ordens-Münzmeisters standen. Die landesübliche Münze im Ordensstaate war der silberne Skoter, eine Münze, die auf der einen Seite einen Ordensschild trägt mit der Umschrift Moneta Dominorum Prussiae (Münze der Herren Preußens) und auf der anderen Seite ein Kreuz mit der Umschrift: Honor Magistri Justitiam Diligit (die Ehre des Meisters, also der Hochmeister selbst, liebt die Gerechtigkeit). Unter den Elbinger Stücken befinden sich auch Thaler Gustav Adolfs von Schweden, ferner ein Elbinger Dukaten Karl Gustavs von Schweden aus dem Jahre 1657, der 900 Kronen gekostet hat. Der deutsche Kaiser hat (als Protektor des Vereins für die Herstellung und Ausschmückung der Marienburg) auch mehrere silberne Denkmünzen gestiftet. Eine numismatische Bibliothek von über 150 Bänden für preußische und polnische Münzkunde unterstützt die wissenschaftliche Benutzung der wertvollen Münzsammlung. Die allgemeine (historische) Bibliothek des Vereins — für welche bis zum Jahre 1901 etwa 12000 Mark verausgabt waren — wird ihr endgiltiges Heim wohl im Pfaffenturm finden. Der 1. Band eines Werkes über die Münzsammlung ist dem deutschen Kaiser bei Gelegenheit des preußischen Krönungsjubiläums (18. Januar 1901) überreicht worden.

Ein nicht bewohntes Haus gerät leichter in Verfall als ein bewohntes. Im 20. Jahrhundert wird vielleicht die Marienburg ein „kaiserliches Residenzschloß in Westpreußen" werden. Alljährlich pflegt Kaiser Wilhelm II., wenn er in den Jagdgründen Ostpreußens (Rominten) Erfrischung und Erholung sucht, auf dem Bau einzutreffen; Se. Majestät nimmt aufmunternd und fördernd bis ins einzelne Anteil an den Schwierigkeiten wie an den neuen Entdeckungen und Fortschritten und erfüllt die Mitarbeiter alle, vom Geh. Baurat Steinbrecht — der den Kaiser auf dem Besichtigungsgange sachgemäß führt — bis zum letzten Bauarbeiter, mit dem erhebenden Gefühl kaiserlicher An-

erkennung. Die Schloßarbeiter erhalten bei jedem kaiserlichen Besuch einen „Kaiserthaler".

Zur Zeit der Herbstmanöver 1894 hat der Kaiser das Schloß schon als Residenz benutzt, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß der ehemalige Hochmeisterpalast dem Kaiser oder dereinst einem der Prinzen als Absteigequartier oder zeitweilige Herbst-Residenz dient. Der Hochmeisterpalast würde, wenn er nach der alten ursprünglichen Anlage wiederhergestellt sein wird, den weitgehendsten Ansprüchen eines fürstlichen Aufenthalts dienen; der Verkehr der Fremden, der Dienerschaft, des Fürsten ist in dieser baulichen Anlage vorzüglich geordnet, die innere Ausstattung einzelner Wohnräume müßte freilich erst eingerichtet werden.

Bei der denkwürdigen Benutzung der Marienburg als kaiserliches Residenzschloß im September 1894 hat Kaiser Wilhelm II., als er im Sieben-Pfeiler-Saale des Hochschlosses den Becher auf das Gedeihen und Blühen der Provinz Westpreußen leerte, ausgerufen:

> „Dieses Schloß, in dessen Mauern die weißen Mäntel mit dem schwarzen Kreuze von den Rittern einst getragen wurden, war die Hochburg des Deutschtums gegen den Osten, von ihr ging die Kultur in alle Lande hinaus. So möchte ich der Provinz von Herzen wünschen, daß sie die Marienburg stets als ein Wahrzeichen des Deutschtums ansehen möge."

Diese Mahnung aber gilt für alle Deutschen, besonders für die in des Deutschen Reiches Ostmark.

Infolge der Trauer um die Kaiserin Friedrich mußten alle die Festlichkeiten, die im Schlosse Marienburg für die ersten Septembertage 1901 (vor dem Kaisermanöver zwischen 1. und 17. Armeekorps bei Dirschau) geplant waren, abgesagt werden, auch das große Kapitelfest des evangelischen Johanniter-Ritterordens der Gegenwart an der Stätte, wo einst die katholischen Deutschritter unter der Schutzpatronin Maria gewohnt und getagt hatten, konnte nicht stattfinden. Die Neu-Einweihung der Marienburg, unter Assistenz der hohen evangelischen Geistlichkeit, ist aber nur aufgeschoben, nicht aufgehoben; das Fest ist für 1902 geplant.

An dem Ordenskapitel werden außer den deutschen Johanniterrittern österreichische Deutschherren unter Führung eines Erzherzogs teilnehmen.

Der Preßburger Friede von 1805 hat dem Kaiser von Österreich das Recht gegeben, die Würde eines „Hoch- und Deutschmeisters“ sowie sämtliche Einkünfte des Deutschen Ritterordens einem Prinzen seines Hauses zu verleihen. Auch seitdem Napoleon I. im April 1809 die Aufhebung des Ordens in allen Rheinbundstaaten verfügt und die Ordensbesitzungen denjenigen Fürsten überantwortet hatte, in deren Gebiet sie lagen, haben die österreichischen Erzherzöge den Titel „Hoch- und Deutschmeister des deutschen Ritterordens“ beibehalten.

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts umfaßte der Orden außer dem einstmals an „Kurbrandenburg“ verloren gegangenen Preußenlande immer noch eine Fläche von über 2000 Quadratkilometern in elf Provinzen, darunter die Balleien Franken, Hessen, Westfalen, Tyrol usw.

Kaiser Franz I. hat dem Orden — dessen Deutschmeister-Residenz seit dem 16. Jahrhundert zu Mergentheim in der Ballei (Ordensprovinz) Franken lag — im Juni 1840 neue Satzungen gegeben, ihn als „geistlich-ritterliches Institut“ hergestellt mit Profeß- und Ehrenrittern. Die Profeßritter müssen das Gelübde der Ehelosigkeit ablegen und erhalten aus dem Ertrage der Ordensländereien bedeutende jährliche Kommenden. Kaiser Franz Joseph II. hat 1871 das Institut durch den Zweig der „Marianer“ speziell für den Sanitätsdienst erweitert.

Der österreichische Deutsche Ritterorden (der nur katholische Adlige mit 16 Ahnen aufnimmt) unterhält mehrere Hospitäler und stellt im Mobilmachungsfalle gegen 50 vollständig ausgerüstete Feldsanitätskolonnen der Heeresleitung zur Verfügung. Das Ordenszeichen ist ein schwarzemailliertes goldenes Kreuz mit silbernem Rand, das am schwarzseidenen Bande um den Hals getragen wird.

Der evangelische „Königlich Preußische Johanniterorden“, der gegenwärtig unter dem Herrenmeister Prinz Albrecht von Preußen steht, arbeitet ebenso wie der „modernisierte“ Rest des Deutschen Ritterordens auf dem Gebiete der Wohlthätigkeit und Krankenpflege. Die Güter der Ballei Brandenburg des Johanniterordens sind 1810 vom preußischen Staate eingezogen worden, am 15. Oktober 1852 ist die protestantische Ballei Brandenburg zum Zwecke der

Krankenpflege wieder errichtet worden. Bedingungen für die Aufnahme in den Königlich Preußischen Johanniterorden sind: Adlige Geburt, ein Lebensalter von 30 Jahren, eine der Würde des Ordens entsprechende soziale Lebensstellung sowie evangelische Konfession.

Der Orden gliedert sich in 15 Genossenschaften, von denen die Preußische Provinzial-Genossenschaft sich zur Berichterstattung über die Johanniter-Krankenhäuser und die Vermögenslage usw. im Fliesensaale des Königlichen Schlosses (der Stätte der alten Deutschritter-Ordensburg) zu Königsberg zu versammeln pflegt. Der Johanniterorden hat in Deutschland über 50 Kranken- und Siechenhäuser errichtet (z. B. in Dirschau und Briesen), in denen Kranke ohne Unterschied des Glaubens ärztlich behandelt und frei oder für einen geringen Betrag verpflegt werden. Der Fürsorge für die verwundeten und kranken Krieger hat sich der Johanniterorden in den Kriegen seit 1864 bis 71 gewidmet; eine Organisation des Johanniterdienstes besteht auch für die Kriege der Zukunft.

Das Ordenszeichen der Kommendatoren und Rechtsritter des preußischen Johanniterordens ist ein goldenes, achtspitziges, weiß emailliertes Kreuz mit Adlern und Krone. Die Ehrenritter tragen ein weiß emailliertes Kreuz, in dessen vier Ecken sich schwarze Adler befinden, ohne Krone über dem Kreuze. Es wird an schwarzseidenem moiriertem Bande um den Hals getragen. Die festliche Ordenskleidung ist prunkvoll: roter Rock mit zwei Reihen goldener Knöpfe und goldenen Achselstücken; der Hut ist mit einer großen Straußenfeder geziert, die weißen Beinkleider stecken in hohen Stiefeln mit goldenen Sporen, am Leibgurt hängt ein Schwert.

Für den Kriegsfall und auch für große Unglücksfälle im Frieden haben im deutschen Reiche die freiwilligen Sanitätskolonnen, die aus ehemaligen Soldaten ohne Unterschied der „Geburt", des Standes und der Konfession als bürgerliche Ritter der Barmherzigkeit im 19. Jahrhundert gebildet sind, naturgemäß eine größere praktische und soziale Bedeutung. Das 19. Jahrhundert, das an seinem Anfange mit den souveränen Resten des Ordensrittertums aufräumte, hat dem preußischen Staate und deutschen Reiche die allgemeine Wehrpflicht gebracht und ein „Volk in Waffen" erstehen lassen.

Die deutschen Ordensritter sowie die Johanniter haben in die „neue Zeit“ nur das in dem Bilde des Heilandes und seiner Mutter verkörperte Prinzip der helfenden Liebe hineingerettet: ein ritterlich Wesen gegen Schwache und Arme, das zu allen Zeiten und unter allen Zonen bei gesitteten Völkern als wahrhaft edel galt. Christen — gleichviel welcher Glaubenslehre — stehen im 20. Jahrhundert unter dem Zeichen des Genfer „Roten Kreuzes“ vereint; in den historischen Deutschherren aber, auf deren weißen Feld-Mänteln das schwarze Kreuz geheftet war, möge jeder deutsche Reichsbürger immerdar altdeutsche Vorbilder preußisch-ernster Pflichterfüllung sehen. Die alten Ritter sind verschwunden, aber in ihrem ehemaligen Haupthause spürest du das Wehen eines gewaltigen deutschen Geistes!

Anmerkungen des Verfassers und des Verlegers:

Die Bilder von der Marienburg sind nach Photographien des Ateliers von Ferdinand Schwarz in Marienburg hergestellt.

Der Entwurf der Umschlag-Zeichnung sowie die Photographien von den Denkmälern Friedrichs des Großen und des Bürgermeister Blume sind vom Verfasser des Buches angefertigt, ebenso der Plan zur Marienburg.

Das idyllische Bild mit der Burggrabenbrücke zum Mittelschlosse (Seite 5) ist nach einer Photographie ausgeführt, die Herr Geh. Baurat Steinbrecht-Marienburg dem Verfasser freundlich gestiftet hat. Sich selbst läßt leider Herr Steinbrecht nicht photographiren; er hat darüber eigenartige Anschauungen, die er in mehreren interessanten Briefen an den Verfasser dieser Schrift dargelegt hat. Es ist daher nicht möglich gewesen, ein Bild des Hauptleiters der Wiederherstellungsarbeiten an der Marienburg darzubieten.

Führer
für den Besuch der Marienburg.

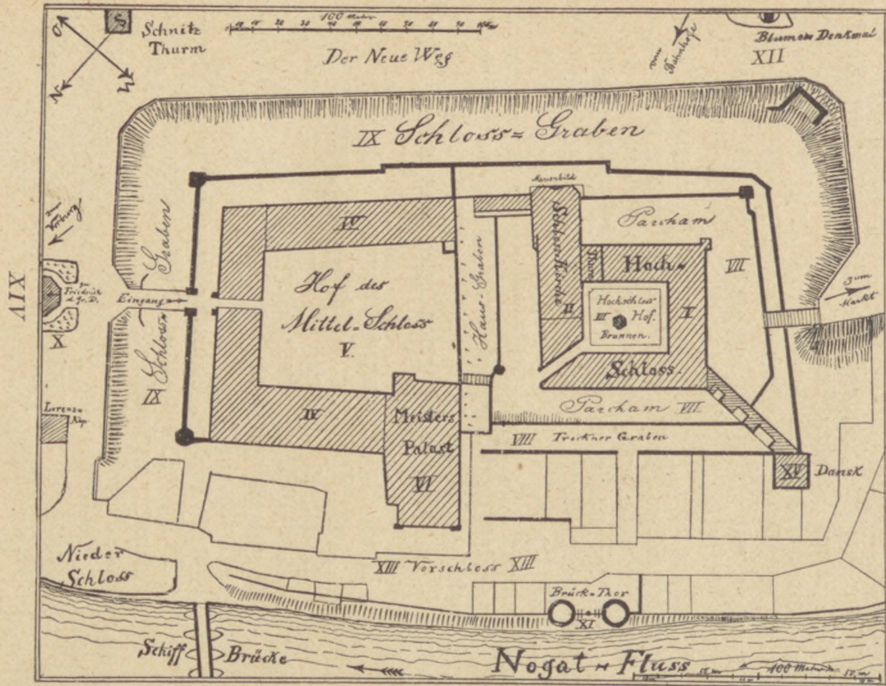
Der **Bahnhof** Marienburg verkündet bereits durch seine eigenartige altdeutsche Bauart und durch die Ausstattung der Wartesäle mit bunten Glasfenstern, Holzgetäfel, altdeutschen Kachelöfen, Kamin, eichenen Tischen, geschnitzten Stühlen usw., daß der Reisende dem Haupthause des deutschen Ordens nahe ist. Wer nur kurze Zeit für den Besuch der Ordensburg erübrigen kann, thut gut, sein Gepäck an der Aufbewahrungsstelle im Bahnhofe niederzulegen. (Für je ein Gepäckstück ist 10 Pfg. Aufbewahrungsgeld zu entrichten.) Die Hotel-Omnibusse fahren auf der jetzt gut gepflasterten alten Elbinger Heerstraße und dem „Neuen Weg" den Reisenden bis zum Schlosse (für 50 Pfg. die Person). Mehrere Gasthöfe liegen am Wege.

Bei der Fahrt oder der Wanderung kommt man an ehemaligen Schwedenschanzen vorüber. Auf der Höhe einer dieser Schanzen befindet sich eine Anlage, weithin gekennzeichnet durch einen mächtigen Findling (Stein von etwa 150 Centnern). Von hier aus genießt man eine gute Aussicht auf das Schloß. Auf der linken Seite der Straße liegt die Marienburger Landwirtschaftsschule und zwar an dem einst von den Ordensrittern angelegten Mühlenkanal.

Bald wird das Hochschloß mit dem schlanken Wachtturm, dem dicken Pfaffenturm (vgl. Seite 9) *) und der Glöcknerwohnung sichtbar. Aus einer Mauernische der Schloßkirche (II) herab leuchtet das berühmte Marienbild (siehe Seite 13).

---

*) Die in Klammern beigefügten deutschen Zahlen geben die Seiten in dem vorstehenden geschichtlichen Artikel „Des deutschen Ordens Haupthaus" an, auf denen der Leser nähere Auskunft über Verwendung der einzelnen Räume, über Begebenheiten usw. findet.



Erklärungen.

I Hochschloß
II Schloßkirche
III Schloßhof im Hochschloß m. Brunnen
IV Mittelschloß
V Hof des Mittelschlosses
VI Palast des Hochmeisters (Meisters Palast)
VII Parcham
VIII Trockener Graben
IX Schloßgraben
X Denkmal Friedrichs des Großen und Eingang zum Mittelschloß
XI Brückthor an der Nogat
XII Blume-Denkmal
XIII Vorschloß
XIV Vorburg
XV Dansk.

Auf dem „Neuen Wege“ entlang geht man an dem in moderner Weise „mit Firma“ versehenen Schnitzturm (Erläuterung Seite 16) vorüber, biegt dann um die Nordostecke des Schloßgrabens und kommt rechts ans Denkmal Friedrichs des Großen (Seite 46). Gegenüber dem Friedrichsdenkmal unter schattigen Bäumen liegt die St. Lorenz-Kapelle, deren mächtiger Anbau zur Ritterzeit eine Brauerei und Brennerei barg. Durch das zinnengekrönte Nordportal gelangt man in den Hof des **Mittelschlosses** (V) und zur Hochmeister-Residenz, die 1309 bis 1330 erbaut ist. In dem rechts vom Eingange liegenden nordwestlichen Flügel des Mittelschlosses befand sich die Firmarie des Ordens (Seite 21), links vom Eingange die Großkomturei (20). Der Ostflügel des Mittelschlosses (im Plane IV) enthielt auch die Gastkammern, mit großen gotischen Fenster- und Thürbogen, an deren Wiederherstellung Ende des 19. Jahrhunderts und noch emsig gebaut wird. Dem Beschauer fällt hier auch die 1901 wiederhergestellte Bartholomäus-Kapelle mit einer schönen Rosette im Giebel und einem Glöckchen auf.

Über den mit Gartenanlagen geschmückten Hof des Mittelschlosses (siehe Seite 17) gelangt man zur Wohnung des Oberschloßwarts (im Erdgeschoß des Hochmeister-Palastes, rechts vor der Brücke zum Hochschloß), der an einem Schalter die „Eintrittskarten zum Schloß Marienburg Westpr.“ sowie Ansichtspostkarten usw. verkauft. Zur Führung der Besucher, die sich in einem besonderen Warteraum sammeln, sind mehrere Schloßwarte bereit.

Die **Schloß-Besichtigungs-Ordnung** bestimmt:

1. Eintritt **50** Pf. für die Person und zwar
   Wochentags: vormittags 9—1 Uhr nachmittags und 2—6 Uhr nachmittags.
   Sonntags und Feiertags: vormittags 11—1 Uhr nachmittags.
2. Eintritt **25** Pfg. für die Person zu der vorgenannten Zeit für vorher angemeldete Vereine. (Vereinbarung vorbehalten.)
3. Eintritt **frei** a) für Schulen und Militärpersonen in Begleitung des Lehrers oder Vorgesetzten (auf vorherige Vereinbarung). b) Sonntags und Feiertags nachmittags 3—5 Uhr für jedermann.

Zuerst wird in der Regel der zu ebener Erde liegende Konvents-Remter besucht (Seiten 32, 46). Dieser Speisesaal ist 30 Meter lang, 16 breit, 9 hoch. Vor dem Konvents-Remter befindet sich ein Gang mit Anrichteraum und Handwäsche und eine Wehrgang-Treppe.

An den Rittersaalbau grenzt die selbständig gehaltene um das Jahr 1370 erbaute und 1815 bis 1848 wiederhergestellte Wohnung des Hochmeisters: **Meisters Palast** (VI im Plan).

Durch eine Wachtstube gelangt man auf breiter Treppe in den Palastflur mit hoher Halle. Man betritt dann Meisters großen Remter, den Sommer-Remter, die Perle der Marienburg. (Bild Seite 37, ferner siehe Seiten 36, 38). Es befindet sich in diesem schönsten Raume eine Schenkbank, die aus einem neben dem Hausflur laufenden Dienergange versorgt wurde. Über dem großen Kamin die Polen-Kugel von 1410. Bildfenster von 1840 zeigen Darstellungen aus der Ordensgeschichte und der deutschen Geschichte (Reformation). Die etwas modern gehaltenen Wandbilder der Ordensmeister Ulrich von Jungingen, Meinhard von Querfurt u. a. sind gemalt von Prof. Menzel, Rosenfelder 2c.

Neben dem Sommer-Remter liegt des Meisters Winter-Remter, dann folgen die Wohngemächer des Meisters (siehe Seite 30). In der Meisterstube befindet sich u. a. ein von einem Fürsten von Reuß gestiftetes Ölgemälde des Hochmeisters Heinrich von Plauen.

Über den Hausgraben führt eine hölzerne Brücke zu dem Ende des 13. Jahrhunderts erbauten und 1882—1896 wiederhergestellten **Hochschloß** (siehe den Plan), Vorthor und Zwinger, links von einer Pforte, rechts vom Thormeisterhaus begleitet, decken den Zugang. Das Schloßthor zeigt eine von maurischen Formen beeinflußte Gestaltung. Das Bild eines Wächters mit einem Hunde in der Wandnische ergötzt den Beschauer. Vom Zwinger aus führen Thüren zum Parcham (Schloßumgang), auf dem Ost-Parcham der von ernsten Koniferen (Lebensbäumen usw.) beschattete Friedhof der Ritter. Steinkugeln säumen den Weg ein. Vor dem Zugang zum Pfaffenturm (siehe Seite 12) eine Säule für ein Maria- oder Christusbildwerk, ähnlich einer „Bozemenka" in katholischen Gegenden. — Durch ein Schlupfpförtchen, das einst von versteckter Pförtnerzelle aus geöffnet wurde, betritt man den

Hof des Hochschlosses (Bild Seite 23), der von zweigeschossigen Kreuzgängen umzogen wird. Der Zahnrad-Winde-Brunnen ist 20 Meter tief.

Am Eingange links im Untergeschoß liegen u. a. Gefängnisräume, rechts gelangt man zu Wirtschaftsräumen. Da treten wir in die große Konventsküche ein, in der große Anrichtetische, ein Mörser, die Aufzüge für Speisen usw. sich befinden und dem Besucher vergegenwärtigen, daß für eine große Anzahl Esser Speisen bereitet wurden. Die Tonnengewölbe der Unterräume ruhen auf starken Granitstützen. Eine einfache steinerne Treppe führt zum Hauptgeschoß. Die obere Treppenhalle und der Kreuzgang sind bemalt und mit Thon- und Kalkstein-Skulpturen verziert, entzückend sind die Maßwerke der Kreuzgangfenster und die Granitsäulchen mit den zierlichen Kapitälen, auf denen die Rosetten ruhen.

Eine ziemlich enge, aber von einem schönen Spitzbogen überdeckte und säulenflankierte Thür (siehe Bild mit Ritter, Seite 28) führt links an dem oberen Kreuzgange in den Beratungssaal der Ritter und Ort der Hochmeisterwahlen, dem ums Jahr 1320 erbauten Kapitel-Saal (Erläuterung Seite 26). Das Spitzbogengewölbe dieses Saales ruht auf drei Pfeilern. Kragsteine und Säulenhäupter sind aus esthländischem Marmor. Durch sechs Höhlungen in der Mauer ertönte bei feierlichen Handlungen (wie der Meisterwahl) der Chorgesang aus der Schloßkirche herein. Wände und Decke des Kapitelsaales sind mit Malereien verziert. Professor Schaper hat hier die Reihe der Hochmeister von der Gründung des Ordens bis zu Konrad von Erlichhausen, dem letzten Meister in der Marienburg, dargestellt und auf den großen Wandfeldern der Nordseite zwei Bilder hinzugefügt: St. Michael im Kampfe mit dem Drachen der Sünde und die Verbildlichung des Ordensgelübdes. Unter jedem Bildnis giebt ein Spruch die Haupttugend des Meisters kund. Im Herrengeschoß des Hochschlosses, unweit des Kapitelsaales, liegen die Büßerzellen der Brüder, welche das Ordensgesetz verletzt hatten. (Ordensgelübde, Seite 24.)

Zur Kirche (Schloßkirche, II) führt die Goldene Pforte mit Hochbildschmuck. An den Pfeilersäulen stehen rechts fünf thörichte und links fünf kluge Jungfrauen (siehe die Bibel). Auf verglasten Ziegeln zwischen roten Thonsteinen sind allerlei

fratzenhafte Gestalten zu sehen: Eine Mahnung an die Brüder, an der Schwelle der Kirche die sündhaften Gedanken zurückzulassen! Neben der Goldenen Pforte Erinnerung an die Ermordung Werners von Orselen (siehe Seite 25).

Die Schloßkirche hat nur ein Schiff, ist 45 Meter lang, 10 Meter breit und 15 Meter hoch. Die Gewölbrippen senken sich auf laubwerkgezierte halbgeteilte Pfeilerstücke nieder, aus achtzehn Wand-Baldachinen ragen Heiligenbilder empor. Das geschnitzte Gestühl, besonders der Stuhl des Hochmeisters, ist von großem Kunstwert. Der Altar trägt kostbaren Schmuck. In neuer Zeit ist auch eine Orgel aufgestellt. Hinter dem Gestühl des Hochmeisters hat ein Gipsmodell der Gruppe „Das Auswürfeln von Christi Rast" (das Original dieses wunderbaren Kunstwerks befindet sich im Dom zu Schleswig) Aufstellung gefunden. Das große messingne Lettner-Gitter ist durch den Schloßbauverein von Professor Behrend-Berlin für 30000 Mk. erworben worden. Die Chorschranke hat den Namen Lettner von dem lateinischen lectorium, weil an dem Gitter ein Lesepult zum Vorlesen der Bibelabschnitte angebracht ist. Der Bildfries unter dem Gurtgesims zeigt Gestalten aus Lehre und Geschichte der christlichen Kirche. Die Fenster tragen Glasmalereien. Die Gruftkapelle der Hochmeister, die St. Annen-Kapelle, liegt unter der Schloßkirche (siehe Seite 43).

Die gemeinschaftlichen Schlafräume der Ritter nehmen den Ost- und Südflügel des Hauptgeschosses im Hochschloß ein und reihen sich an die Schloßkirche an. Die Wohnräume des Treßlers (Seite 20) und des Hauskomturs sowie des Küchenmeisters liegen im Westflügel des Hauptgeschosses (Zugang vom West-Kreuzgang aus). Vom Westflügel aus führt auch der Gang zum Dansk (Abort).

Im Obergeschoß des Hochschlosses liegen der siebenpfeiligere Konvents-Remter (Bild des 7 Pfeiler-Saales Seite 33) mit Unterhaltungsnischen, deren Wände mit schlichten Teppichen behängt sind; das Scheitholz im Kamin soll Vorstellungen erwecken von der behaglichen Wärme, die von dort aus verbreitet wurde, Jagdtrophäen aller Art prangen hier und in dem benachbarten Dreipfeilersaale, der Konventsstube, von den Decken hängen Kronleuchter (aus Elch-Geweihen) herab, mit Wachskerzen versehen; von der Art

der Ritterrüstung erhalten die Besucher ein Bild durch die verschiedenen Ritter-Puppen in Rüstung, die an den Wänden umherstehen, Ritter zu Pferde sind nicht nur im Relief an der Wand zu sehen, in voller Kriegsrüstung sitzt auch ein Ritter auf dem Streitroß in diesem einst für gesellige Erquickungen bestimmten Museumsraume.

Über der Verbindungsthür, auf einer Wand des Pfeilersaales, sind lateinische Verse (Salve rex et imperator, fortis pacis conservator — Heil dem Kaiser und König, dem tapferen Erhalter des Friedens) zum Andenken an die Kaisertage, 7. und 8. September 1894, gemalt, auch ist der auf eine Metallplatte eingravierte Wortlaut der kaiserlichen Rede (S. 54) hier angebracht.

Vor der Süd-Ostecke des Schlosses (Bild Seite 9) ist dem wackeren Marienburger Bürgermeister Blume ein Denkmal errichtet (Bild Seite 41, ferner siehe Seite 40). Man besuche das Denkmal auf dem Heimwege vom Schlosse zum Bahnhofe.

Von der Südseite der Burg her führt eine Straße zum Marktplatze von Marienburg.

Zu beiden Längsseiten des Marktes ziehen sich „Lauben" hin, Säulengänge, wie man sie in südlichen Gegenden zu finden pflegt. Nach dem großen Brande vom 26. Juli 1899 ist eine Reihe der Häuser an den „hohen Lauben" mit schönen Giebeln — zu denen der Kaiser Bauunterstützungsgelder bewilligt hat — wiederhergestellt. Das Rathaus in der Mitte der „niederen Lauben" ist außer der katholischen Pfarrkirche das einzige noch aus dem Brande des Jahres 1410 erhalten gebliebene Gebäude in Marienburg. Damals ließ Heinrich von Plauen die ganze Stadt niederbrennen, um die Burg besser verteidigen zu können.

Von den öffentlichen Gebäuden moderner Herkunft sei das Postgebäude mit seinen Inschriften erwähnt: „Deutsche Reichspost schneller als Schweiken" (Ordens-Postpferde) und „Deutsche Reichspost sicherer als Witinge" (Postreiter, Kabinets-Kuriere des Ritterordens).

Druck von Gustav Röthe's Buchdruckerei in Graudenz.